This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

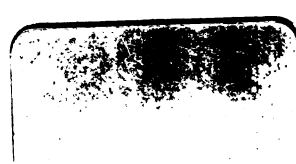
Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

48584.29.10

Harvard College
Library

FROM THE FUND IN MEMORY OF
Henry Wadsworth Longfellow
BEQUEATHED BY HIS DAUGHTER
Alice M. Longfellow
MDCCCCXXIX



C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

Achter Band.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1826.

48584.29.10

HARVARD COLLEGE
MAY 21 19
LIBRARY
Longfellow fund

Inhalt.

Ich bin meine Schwester. Lustspiel in einem Aufzuge. 1820. S. 1

Die weiße Rose. — 41

Das Quartettchen im Hause. Lustspiel in einem Aufzuge. 1821 und 1822. — 77

Aus Herr Balthasars Leben. 1821 bis 1823. — 173

Ich bin meine Schwester.

Luſtſpiel in einem Aufzuge.

1820.

Personen.

Rosalie.

Ihr Oheim.

Thalheim.

Hochberg.

Lisette, Rosaliens Kammerjungfer.

Erster Auftritt.

Rosalie. Der Oheim. Lisette.

Rosalie,
sehr elegant und im neuesten Geschmack gekleidet.

Sie wollen nur mein Glück? Wie könnt' ich's anders glauben?
Doch was zum Glück gehört — mein Onkel, Sie erlauben —
Das sollte jeder doch am besten selbst verstehn.

Oheim.

Ja, könnte jeder auch nur ohne Binde sehn!

Rosalie.

Da wo das Herz spricht, da ist auch die Wahrheit.

Oheim.

Gefärbtes Glas giebt nicht die beste Klarheit.

Rosalie.

Nun ja, ich weiß es wohl. Hochberg ist nicht Ihr Mann.

Sie tadeln meine Wahl. Doch sprechen Sie jetzt offen:
Warum darf Hochberg nicht auf Ihren Beifall hoffen?

Oheim.

Weil er dich nimmer glücklich machen kann.
Dein Loos steht deutlich mir auf seinen Stirn geschrieben.
Er liebt sich selbst zu sehr, um jemand sonst zu lieben.

Rosalie.

Das ist Verläumdung! Nein, er liebt mich treu und wahr!
Doch Ihres Tadels Grund ist leichtlich zu ergründen.
Sie ziehen Thalheim vor. Es ist mir längst schon klar,
Mit Thalheim wünschen Sie mich zu verbinden.

Oheim.

Nun ja, ich läugn' es nicht! Auf ihn fiel meine Wahl.
Doch will ich deine nicht im mindesten beschränken.
Durch meinen Rath nur dacht' ich sie zu lenken.
Du hast gewählt: Wohlan! Hochberg sey dein Gemahl.
Ich unterwerfe mich, wie das in solchen Fällen

Den guten Onkels ziemt. — Nur eins noch bitt' ich dich:
Laß mich sie beide noch auf eine Probe stellen!

Rosalie.

Auf eine Probe? — Wohl! Erwünscht für ihn und mich!
So helfen Sie ihm selbst Ihr Vorurtheil besiegen.
Sein Herz wird keiner Probe unterliegen.
Doch wie? Ich wüßte kaum — —

Oheim.

Nun, eine kleine List.
Du weißt, wie ähnlich du der ältern Schwester bist.
Sie hat, von Kindheit an, im Kloster auferzogen,
Sich flüchtend aus des Lebens irren Wogen,
Dem stillen Hafen jetzt auf immer sich geweiht.
So bist du im Besitz des großen Guts geblieben,
Das jenes Testament aus alter Zeit
Dem Aeltesten des Hauses zugeschrieben,
Das also eigentlich der Schwester Erbe war.
Erdichten wir nun, daß, nachdem beinah das Jahr
Der klösterlichen Prüfung ihr verronnen,
Sie unerwartet plötzlich sich besonnen,
Und in die Welt zurückgekehrt, der sie entflohn,
Daß gestern Abend sie hier angekommen,
Und daß ins Kloster du heut früh die Flucht genommen,

Bewegt von Gram, Verdruß, unfähig diesem Hohn
Des Schicksals still zu stehn, das reich dich machen
wollte,
Damit dir herber nur die Armuth werden sollte.
Wenn ein unmodisch Kleid den schlanken Wuchs
versteckt,
Den reichen Lockenbau ein schlichtes Häubchen deckt,
Kurz aller äußre Schmuck und Glanz sich von dir
trennen,
So wirst du nun sehr leicht und mit Geschick und
Glück
Der Schwester Rolle vor den Freiern spielen können.
Sie kamen beide heut von der Armee zurück;
Fünf Monden sind, daß sie dich nicht gesehn, ver-
flossen;
Und oft ja sprach ich schon von eurer Aehnlichkeit —
Verglich zwei Rosen euch, die einem Stamm ent-
sprossen,
Am Morgen diese, die am Abend sich erschlossen —
Rosalie.
Und meine Krankheit erst vor kurzer Zeit —
Die arme Rose, ach! sie thut mir selber leid,
Wie sie verändert ist! — Ja, das scheint wohl zu
passen,
Der Plan wär' gut. Doch er wird sich nicht täu-
schen lassen.

Ein liebend Herz sieht allzu scharf und fein.
Wie Aethers Arme rings die Erd' umfassen,
Hüllt es mit geist'gem Ahnen das Geliebte ein,
Und stumme Boten gehn unsichtbar hin und wieder.

Oheim.

Romanensprache, Kind! das sind die alten Lieder!
Versuchen wir's doch nur! Sie sind gewiß bald hier.
Ich geh', empfange sie, um ihnen erst zu sagen,
Was sich in der Familie zugetragen,
Dann bring' ich sie zur weitern Prüfung dir.

Rosalie.

Doch ist's ein grausam Spiel! Wie wird er es ertragen?
Ich sehe seinen Schmerz, ich höre seine Klagen,
Ach ja, ich fühle, wie das Herz ihm bricht!

Oheim.

Ah pah! Vor Liebe stirbt man hier zu Lande nicht.
Jetzt eile nur und laß Rosalien verschwinden,
Und zieh' Mathilden an! Das andre wird sich finden.

Er geht ab.

Zweiter Auftritt.

Rosalie. Lisette.

Rosalie.

Auch nicht das Heiligste kann seinem Spott entgehn!
Wohlan, er soll beschämt vor seinen Zweifeln stehn;
Und lehren will ich ihn auf wahre Liebe bauen.

Lisette.

Ach Gott, mir will doch fast vor dieser Probe grauen.
Die Proben solcher Art sind nicht für diese Welt.
Nicht prüfen soll der Mensch sein Glück, nein, ihm vertrauen;
Die Probe zeigt gar oft statt Gold mir falsches Geld.

Rosalie.

Auch du, du zweifelst? Kannst wohl den Gedanken fassen,
Daß er nicht wahr mich liebt, wohl gar sich nur verstellt,
Wohl gar sich nur vom Glanz des Goldes leiten lassen?
Er, der in Pracht und Aufwand sich gefällt,
Der in der That Verschwender fast zu nennen,
Mein Kind, wie sollte der gemeine Habsucht kennen?

Lisette.

Wer Pracht und Aufwand liebt, thut's oft aus Stolz allein.
Man kann verschwenderisch und doch habsüchtig seyn.

Rosalie.

O schweig! Du scheinst mir mit dem Oheim einverstanden.
Umsonst ist eure List! Sein Herz macht sie zu Schanden!

Dritter Auftritt.

Der Oheim. Die Vorigen.

Oheim.

Geschwind, Rosalie! der Thalheim ist schon da.
Ich lief nur schnell herauf, eh' er mich etwa sah.
Mein Kammerdiener mit wehmüthigem Gesichte,
Erzählt ihm unterdeß die traurige Geschichte,
Der Schwester Ankunft und daß du bereits entflohn.
Jetzt eil', und kleide schnell dich um.

Rosalie.

Ich eile schon.

Sie geht ab. Lisette folgt ihr.

Vierter Auftritt.

Oheim, allein.

Nun wollen wir doch sehn! die Würfel liegen.
Wenn die Verkleidung auch nur wenig sie verstellt,
Ich bin gewiß, daß auf die Wahrheit keiner fällt.
Je einfacher die List, je sicherer zu siegen.
Die Eigenliebe selbst hilft dann uns mit belügen,
Weil sie nicht glaubt, daß jemand möglich hält,
Mit so geringer Kunst uns zu betrügen.
Da ist er! — —

Fünfter Auftritt.

Thalheim. Der Oheim.

Thalheim.

Was ist das? Hab' ich denn recht gehört?
Wie? oder hat mich nur ein böser Traum bethört?
Es ist nicht wahr! Nein, nein! Wie sollt' ich es ertragen?
Ich bitte, sprechen Sie!

Oheim.

Was kann ich Ihnen sagen?
Mein guter Thalheim, ja, es sieht in meinem Haus
Seit gestern Abend sehr verändert aus.
Sie finden es nicht mehr, wie sie's verlassen haben.

Thalheim.

Rosalie — ist es wahr — ? —

Oheim.

Rosalie ist fort.

Thalheim, abgewendet.

So laß dich, armes Herz, nur immerhin begraben!
Allein wo ist sie hin? Sie kennen doch den Ort?
O sagen Sie!

Oheim.

Er ist mir unbekannt geblieben.
Denn heimlich ist sie fort, und hat mir bloß geschrieben,
Daß sie ins Kloster eilt.

Thalheim.

O Gott, ins Kloster! sie!
Und ruhig haben Sie ihr nachgesehen? Wie?
Auf allen Straßen nicht ihr schleunig nachgesendet?
Nicht selbst sich aufgemacht? Ihr väterliches Wort,
Gewiß, es hätte den Entschluß noch leicht gewendet!
Vermuthen Sie nicht wenigstens den Ort?

O, schreiben Sie ihr! — Schnell! — Ich werfe mich zu Pferde —
O schnell! Ich bin gewiß, daß ich sie finden werde —

Oheim.

Mein theuer Freund, soll ich es Ihnen frei gestehn?
Unwiederruflich scheint, nothwendig, was geschehn.
Gewiß, das arme Kind ist schmerzlich zu beklagen,
Allein nach alle dem, was sich hier zugetragen,
Scheint der Entschluß, den sie gefaßt, der beste mir.
Was blieb ihr in der Welt? Was sollte sie noch hier?
Bedenken Sie nur selbst, ob sie hier bleiben konnte,
Hier, wo sie fröhlich sich im Glanz des Reichthums sonnte,
Hier sollte traurig sie, verbleicht, im Schatten stehn?
Dem schadenfrohen Mitleid, ja dem Hohne
Gebeugten Hauptes zahm entgegen gehn?
Daß ich nicht helfen kann, ist leichtlich einzusehn.
Denn mein Vermögen, es gehört ja meinem Sohne.

Thalheim.

Ganz recht! Verzeih'n Sie! Ich vergaß es ganz und gar,
Ich Thor, daß sie nicht Ihre Tochter war.
Ich sah sie jede Pflicht der Tochter kindlich üben,
Drum, wähnt' ich, müßten Sie als Vater sie auch lieben.

Oheim.

Das hab' ich, habe sie recht herzlich auch geliebt.
Auf immer hat ihr Loos das Leben mir getrübt.
Doch wer darf gegen die Nothwendigkeit sich sträuben?
Ich suche meinen Schmerz zu täuschen, zu betäuben,
Ich suche mir Ersatz für das, was einmal hin.
Und folgten Sie doch auch nun meinem Sinn!
Sie haben stets in mir den wahrsten Freund gefunden;
Wie gern hätt' ich mit mir Sie enger noch verbunden.
Doch in Rosaliens Brust schlich sich ein Andres ein.
O, dürft' ich mich doch jetzt der neuen Hoffnung freu'n,
Daß mir Mathildens Herz, noch frei und unbefangen,
Nun meinen liebsten Wunsch, mein herzlichstes Verlangen,
Durch seine kluge Wahl doch endlich noch erfüllt.

Thalheim.

Wie? was verlangen Sie? Hier lebt Rosaliens Bild.

Oheim.

Nun ja, Rosaliens Bild! Das ist ja, was ich meine.
Mathilde ist Rosaliens Conterfey.
Zwar fehlt die Politur wohl noch dem Edelsteine,
Die nur die Welt ihm giebt; sie ist noch etwas neu;

Doch seh'n Sie nur sie erst: auch das gefällt zuweilen.

Heda, Lisette!

Lisette erscheint.

Geh, und ruf' Mathilden her.

Lisette geht ab.

Thalheim.

Was machen Sie! Ich soll sie sehen? Nimmermehr!
Nur jetzt nicht, jetzt nicht! Nein, die Wunde muß erst heilen —
Ihr Anblick — oder wie? — So hätten Sie gemeint,
Daß nur Rosaliens Gold — —

Oheim.

Nein, nein, mein theurer Freund,
Ich kenne Sie zu wohl! —

Thalheim.

So wollen Sie erlauben,
Daß ich jetzt gehe.

Oheim.

Halt! Was soll Mathilde glauben?
Von Ihnen ist gewiß doch Meldung schon geschehn,
Und für Beleid'gung muß Sie's nehmen, wenn Sie gehn.

Thalheim.

Mein Gott, was aber soll ich sagen, mit ihr sprechen?

Oheim.

Der Schwestern Aehnlichkeit wird schon die Straße brechen.

Sechster Auftritt.

Rosalie. Lisette. Die Vorigen.

Rosalie höchst einfach und sittsam gekleidet.

Oheim, vorstellend.

Hier, Herr von Thalheim! Mir als Freund sehr werth und lieb.
Er war sonst gern bei uns; das hast du schon vernommen:
So hoffen wir, wenn's auch nicht ganz wie sonst hier blieb,
Er werde gern gesehn, auch gern wie sonst noch kommen.
Mich ruft jetzt ein Geschäft auf einen Augenblick.
Sie müssen mir verzeihn! Ich kehre gleich zurück. —
Und meine Nichte wird indeß Gesellschaft leisten.

Zu Mathilden.

Du mußt zum Umgang nun mit Männern dich entschließen.
Die Welt, wo du jetzt bist, verlangt das nun einmal.
Geh', unterhalt' ihn hübsch!

Er geht ab.

Siebenter Auftritt.

Rosalie. Thalheim. Lisette.

Thalheim, für sich.

O Himmel, welche Qual!

Nach einer Pause, laut.

Gewiß, mein Fräulein, nie wär' ich vor Ihnen
In dieser Stimmung des Gemüths erschienen.
Doch Ihres Oheims Wunsch gestand so dringend sich,
Ihm hab' ich nur gehorcht.

Rosalie,

mit einem verlegenen Knix.

O, Sie beschämen mich!

Thalheim.

Jetzt, wo mich, den hieher ganz andre Hoffnung
— führte,
Das Unerwartete so schmerzlich rauh berührte,
Ja, Sie vergeben mir, mein Fräulein, sicherlich,

Läßt meine Zunge, gleich dem schlechten Komödianten,
Der seine Rolle nicht gelernt, mich jetzt im Stich.

Rosalie, wie oben.

Sie sind sehr gütig!

Thalheim.

Ach, wenn sie die Liebe kennten!

Lisette.

Ei, Herr von Thalheim, Sie vergessen sich!
Im Kloster wuchs sie auf, Sie werden doch nicht glauben,
Ich bitte Sie, daß es im Kloster Liebe giebt?

Rosalie.

O doch, mein gutes Kind: ich habe viel geliebt.
Ich liebte meinen Mops und meine Turteltauben,
Und Schwester Ursula, und meinen Papagei,
Er ist doch artig und so schön und klug dabei.
Und meine Blumen, o, ja die vor allen Dingen —
Warum doch ging es nicht, mein Gärtchen mitzubringen! —
Ja, meine Blumen, ach, die hab' ich sehr geliebt.
Und wenn der Winter kam, und alle Blätter fielen,
— Gewiß, sie schienen was ich sprach zu fühlen —
Und von den stummen, und doch freundlichen Gespielen,
Er mir die letzte nahm, wie sehr hat mich's betrübt.
Und bis zum Frühling hin konnt' ich sie kaum vergessen.

Thalheim.

Ach, eine Rose hab' ich auch besessen,
Die meinem Leben selbst erst Glanz und Farbe lieh:
Der Winter nahm sie fort, und nie vergess' ich sie!

Rosalie, schüchtern.

Doch wenn der neue Lenz und neue Blumen kommen?

Thalheim,
nach einer kurzen Pause.

Ein Mährchen hab' ich einst aus Morgenland vernommen,
Von einem Wandrer, den ein Engel in der Nacht
Auf einen Berg geführt, und als der Tag erwacht,
Sieht er das Paradies zu seinen Füßen liegen,
Und Himmelsahnung, nie gekannte Lust,
Den ewiggrünen Frühlingsau'n entstiegen,
Sie schlagen an sein Herz, sie füllen seine Brust;
Da faßt der Engel ihn, und führt in raschem Fluge
Ihn weit hinweg und heißt ihn weiter ziehn.
Allein wohin er nun auch kommt auf seinem Zuge,
Wie lockend um ihn her des Lebens Freuden blühn,
Ihn hält kein Ort zurück, kein Reiz mehr fesselt ihn,
Die Sehnsucht fühlt er nur nach dem Verlornen glühn,
Und endlich in den nie gestillten Flammen
Bricht das verarmte Herz in Staub zusammen,
Und brechend fühlt ers noch von neuer Sehnsucht glühn.

Lisette.

Der arme Wandersmann! Ach, wie beklag' ich ihn!
Auf Rosalien deutend.
Und Augen seh' ich dort, d'rin schimmert's fast wie Thränen.

Rosalie,
indem sie verlegen ihre Bewegung zu verbergen sucht.

Was willst du? — Nein! — mein Kopf — ich war —
wie kannst du wähnen? —
Meinst du, ich weiß es nicht, was das bedeuten soll?
Rosalien haben Sie geliebt, das weiß ich wohl,
Und — —

Thalheim.

Ja, ich liebte sie, wie wenig Männer lieben,
Mit jeder Kraft des Lebens, wahr und rein.
Doch wer, der jemals in dem milden Sonnenschein
Von ihrem Reize stand, wär' unerwärmt geblieben?
Es war ja nicht der Glanz der Schönheit nur allein,
Es war der heitre Sinn, der alle Launen bannte,
Die Anmuth war's, die kaum sich selber kannte,
Es war des reichen Geist's ergötzlich Farbenspiel,
Und doch dabei das Herz, das selbst in dem Gewühl
Der großen Welt so rein und fromm geblieben,
Das war's, das mußte man auch wider Willen lieben.
Und Alles, Alles das soll nun verloren seyn!

Rosalie.

Lisette — Nein, mein Freund — —

Sie macht hastig eine Bewegung nach ihm hin; er kommt ihr erwartungsvoll entgegen; sie bleibt, sich plötzlich besinnend und ihre Rolle wieder ergreifend, vor ihm stehn, und macht ihm einen Knix.

Sie werden mir verzeihn —
Ich meint', es sey fast hübsch, sich so geliebt zu wissen.
Doch mich, mich werden Sie nun freilich hassen müssen.

Thalheim.

Wie könnt' ich hassen, seh' ich diese Züge an!
Nein, tadeln kann ich nicht einmal, was Sie gethan.
Sie schauderten zurück, Gelübde auszusprechen,
Die alle Blüthen von dem Leben brechen,
O, wer begreift das nicht, wer mag das nicht verzeihn!
Doch Ihren Oheim — ich gesteh' es ein —
Nein, den begreif' ich nicht, und kann ihm nicht vergeben.
Er, der mich doch wohl kennt, er, der mich selbst so eben
Mit seinem Unglückswort bis auf den Tod verletzt,
Führt jetzt mit Ihnen mich zusammen, eben jetzt!
Ja, er verlangt — —

Er stockt.

Rosalie.

Nun was? Was will er denn verlangen?

Thalheim.

Daß ich um Ihre Hand selbst mich bewerben soll.

Rosalie.

Ach, das erschreckt mich recht!

Thalheim.

Mein Herz ist jetzt zu voll.
Es hält sein rasch Gefühl nicht in der Brust gefangen:
Wie schön, wie liebenswerth Sie sind, ja wie
So sehr Rosalien gleich, doch sind Sie ja nicht sie,
Und nur an sie allein ward von den ersten Stunden
Mein ganzes Leben unauflöslich fest gebunden.

Rosalie.

Allein Rosalie? Ich hab' es wohl gehört —
Rosalie war wohl kaum so vieler Liebe werth.
Von andrer Neigung schien ihr Herz ja schon befangen.

Thalheim.

Ja, einem Glücklichern war es schon zugewandt.
Ich weiß es.

Rosalie.

Nun? Wär' sie ins Kloster nicht gegangen,
So reichte sie ja doch dem Andern ihre Hand.
Drum, was verlieren Sie?

Thalheim.

Wenn ich das Glück nicht fand,
So ward es doch ja ihr! Was durft' ich noch verlangen?
Ein frohes Lächeln nur auf ihrem Angesicht,
Erkauft' ich's freudig denn mit meinem Herzblut nicht?
Und kann ich rechnend meinen Vortheil wägen,
Darf ein Gedanke nur an mich bei mir sich regen,
Wenn sie unglücklich ist! Und ist sie es denn nicht?
Im Kloster! Sie! die Ros' in öden Leichenhallen!
Der Frühling von dem Eis des Winters überfallen!
Ach, den Entschluß, der rasch den ersten Schritt gemacht,
Ihn führen Schaam und Stolz gewiß auch an das Ende.
Zu spät ist das Gespenst der Reue dann erwacht,
Es legt der Gram die abgezehrten Hände
Kalt an das warme Herz und in des Lebens Nacht,
Dem kein Gebet den Frieden noch erflehte,
Bricht tröstend nur der Tod als bleiche Morgenröthe.
So wird ihr trauernd Bild nun immer vor mir stehn,
Wird flehend sich in Traum und Wachen an mich ketten,
Ich seh' sie sterben, ach! und kann sie doch nicht retten!

Vergönnen Sie, mein Fräulein, mir, zu gehn!
Denn ich verletze Sie, ich fühl's, mit meinen Klagen.

Er geht schnell ab.

Rosalie,

bleibt in Gedanken stehn; dann nach einer Pause.

Lisette! —

Lisette.

Ach! —

Rosalie.

Was kann mir Hochberg nun noch sagen?

Lisette.

Da ist er! Ja, er ist's, der mit dem Oheim spricht.
Geschwind, daß wir noch ihm schnell entlaufen!
Der Onkel braucht ja Zeit zum traurigen Bericht.

Rosalie.

Ein Lächeln wollt' er mir mit seinem Herzblut kaufen!

Beide ab.

Achter Auftritt.

Der Oheim und Hochberg.

Hochberg.

Auf Ehre, dieser Fall — ist einer von den Fällen,
Die fast Gespenstern gleich sich in den Weg uns stellen.

Wie klug man ist, darauf kann man gefaßt nicht
seyn.
Wie? diese Schwester fast begraben und vergessen,
Trotz allem menschlichen, vernünftigen Ermessen,
Steht plötzlich wieder auf und tritt ins Leben ein?

Oheim.

Nicht anders. Ja, so ist's.

Hochberg.

Mein Gott — ! — Doch darf ich fragen —:
Ist sie denn schön?

Oheim.

Gewiß schon hörten Sie mich sagen,
Wie weit die Aehnlichkeit der beiden Schwestern
reicht.

Hochberg.

Oft, oft! erinnre mich! Wenn sie Rosalien gleicht —
Mein Gott, das arme Kind! Mein Herz fühl' ich
zerrissen,
Denk' ich an sie! Denn ich — o Gott, sie selber
wissen,
Wie sehr ich sie geliebt. So ist es wirklich wahr,
Durch diese Rückkehr wird ihr alles fortgenommen?
Und alles, alles wird die Schwester nun bekommen?
Ich sage alles?

Oheim.

Ja. Das Testament spricht klar,
Dem Aeltesten allein gehört das ganze Erbe.

Hochberg.

Und — Ihr Vermögen?

Oheim.

Hat mein Sohn, sobald ich sterbe,
Ihm darf ich nichts entziehn.

Hochberg.

O, freilich! Offenbar!
Nein, ich erhole mich noch gar nicht vom Erstaunen!
Die Schwester — ! — Ha, das sind recht schwesterliche Launen!
Gestehen Sie mir ein, man kann sich doch fürwahr
Auf die Verwandten nicht im mindesten verlassen,
Als bis sie todt sind.

Oheim.

Wohl!

Hochberg.

Ich kann's noch gar nicht fassen:
Was hat denn ihren Sinn so plötzlich umgekehrt?

Oheim.

Was man verlieren soll, verdoppelt seinen Werth.
Wer weiß, hat man ihr nicht den Reiz der Welt geschildert.

Die Fantaſie, allein und ungeſtört im Haus,
Von keiner Wirklichkeit gezügelt und gemildert,
Malt oft ein einzig Wort zu einem Himmel aus.
Sie hat vielleicht das Glück der Schweſter rühmen hören.
Man ſprach von Ihnen, und, mein Freund, Sie ſind der Mann,
Den heiligſten Beruf zum Kloſter zu zerſtören.

Hochberg.

Ja? glauben Sie? — Doch wie? wenn ich gut rathen kann,
Das hingeworf'ne Wort ſcheint mehr noch zu verſtecken.
Sie haben mir gewiß noch etwas zu entdecken.
Sie lächeln? Nun? wie? was? O ſagen Sie geſchwind,
Sie glauben wirklich, daß das gute Kind —
Sie glauben, daß ſie von mir ſprechen hörte?

Oheim.

Ich glaube, daß ſie bald von Ihrem ganzen Werthe
Sich ſelber überzeugt. — Sieh da! ſie iſt ſchon hier!

Neunter Auftritt.

Der Oheim. Hochberg. Rosalie.

Oheim.

Mein Kind, heut Morgen ja gestandst du mir,
In deinem Kloster war zuweilen wohl die Rede
Von den Bewerbern um Rosaliens Hand;
Der Name Hochberg ward gewiß zuerst genannt,
Und — sieh, dieß ist der Herr! — das Kloster macht so blöde! —
Wenn man sein Bild dir treffend dargestellt,
So brauch' ich dir ihn ja nicht erst zu nennen,
Ein Blick reicht hin, ihn wieder zu erkennen,
Den Schmuck, die Seele unsrer großen Welt,
Den Liebling —

Hochberg.

O, mein Gott! ich flehe, mich zu schonen!

Oheim.

Ich bin gerecht nur. Dem Verdienste seine Kronen!
Heimlich.
Bei Ihrem Anblick ward sie ja ganz roth! Gesehn?

Hochberg.

O, mir zu schmeicheln wag' ich nicht — —

Oheim.

Man muß gestehn,
Zu viel Bescheidenheit ist eine ihrer Schwächen.

Zehnter Auftritt.

Lisette. Die Vorigen.

Lisette.

Es ist da eine Frau, die wünschte Sie zu sprechen.

Oheim.

Wär' von Rosalien vielleicht gar Nachricht da?
Erlauben Sie — — ? —

Hochberg.

O, in Verzweiflung wär' ich ja,
Sollt' ich Sie hindern!

Oheim, zu Rosalien.

Nicht so ängstlich und beklommen!
Kopf in die Höh'! den Muth zusammen jetzt genommen!
Das ist ein alter Freund vom Haus, der Nachsicht hat
Mit meinen Gänseblümchen in der Stadt!

Er geht ab.

Eilfter Auftritt.

Rosalie. Hochberg. Lisette.

Hochberg.

Ah fi donc! Welches Bild! Wer kann sich so vergehen!
Hat er die weiße Rose nie gesehen,
Die aufgeblüht bei Nacht jetzt in den Morgen taucht,
Von seinem zarten Roth verklärend angehaucht,
Die Morgenröthe selbst im reinen Busen tragend?

Rosalie, zu Lisetten.

O weh, Lisette! das klingt wahrlich niederschlagend!

Laut.

Sie meinen wohl, ich bin der weißen Rose gleich?
Sie sind sehr gütig! Ja, ich bin heut' etwas bleich.

Hochberg, für sich.

Beim Himmel, sehr naiv!

Laut.

Wo so zwei Sonnen leuchten,
Wär's Wunder, wenn vor Neid die Nachbarn d'rob erbleichten?

Rosalie.

Zwei Sonnen! Gehn Sie doch, das ist so Schmeichelei,

Man hat mir's wohl gesagt: Sie denken nichts dabei.
Nicht wahr, so ist's? Viel sprechen, wenig denken,
Soll in der großen Welt, so hört' ich, Mode seyn.

Hochberg.

Mein Fräulein, ah, das heißt, mich tödtlich kränken,
Indeß, seit ich Sie sah, ich räum' es Ihnen ein,
Seitdem, ja, freilich denk' ich nichts — als Sie allein.

Rosalie,
mit traurigem Kopfschütteln.

Wie? nichts — ? —

Hochberg.

O, könnten Sie in meinem Busen lesen!
Nein, fremd ist mir bis jetzt noch das Gefühl gewesen,
Das heut' Ihr erster Anblick mich gelehrt.

Rosalie.

So war Rosalie? — Ach, ich habe doch gehört,
Daß Sie sie liebten.

Hochberg.

Ja, ich kann nicht hintergehen:
Rosaliens Schönheit hat — ich will es laut gestehen —
Sie hat stets über mich sehr große Macht geübt.

Rosalie.

So haben Sie doch wirklich sie geliebt?

Hochberg.

Sie fragen das mit so lebend'gem Feuer —
Die Neugier — oh, wie ist sie meinem Herzen theuer!
Und dieser Augen Glanz wär' ich nicht werth zu schau'n,
Vergelt' ich sie nicht mit dem offensten Vertrau'n!
Nun, hören Sie mich an:

Rosalie, traurig.

Ach, ja doch, ja, ich höre!

Hochberg.

Ich weiß, ins Kloster schleicht, trotz aller strengen Lehre,
Trotz eisernem Verbot, sich manch' Romänchen ein;
Da wird es Ihnen denn wohl vorgekommen seyn,
Wie manchmal sich dem Helden der Geschichte
In einem wunderbaren Traumgesichte
Das Bild der künftigen Geliebten stellt:
Wie er von ihm erfaßt, vom schönen Wahn befangen,
Die heiße Sehnsucht, das unruhige Verlangen
Nach schöner Wirklichkeit, das seinen Busen schwellt,
Für wahre Liebe zu dem Traumphantome hält,
Bis endlich nun der Augenblick gekommen,

Wo die Geliebte selbst sich seinen Blicken zeigt,
Nun flieht der kurze Wahn, das luft'ge Bild erbleicht,
Und mit Entzücken hat sein Herz nun erst vernommen,
Was wahre Liebe sey, die doch kein Traum erreicht.
Das ist mein Schicksal. Ja, ich fühl's in voller Klarheit:
Rosalie war das Bild, doch hier nur ist die Wahrheit!

Rosalie, für sich.

Ha, der Verräther!

Hochberg.

Nein, verbergen Sie mir nicht
Die holde Gluth, die mir den schönsten Tag verspricht,
Nicht diese liebliche Verwirrung, dieses Beben, —
O, dieser Augenblick weckt mir ein neues Leben!
Bei dieser schönen Hand, Mathilde, schwör' ich hier —

Er will ihre Hand küssen, die sie ihm hastig entzieht.

Rosalie.

Es ist genug! Hinweg!

Hochberg.

Mein Gott, Sie zürnen mir? —

Rosalie.

Der Schwur ist doch nur Luft und geht in Luft verloren.
Ach, haben Sie nicht auch Rosalien geschworen!

Hochberg.

Ha — doch — —

Rosalie.

Doch — ja — Vielleicht — kann seyn, Sie täuschen mich und sich —
Von einem Schein vielleicht läßt sich Ihr Herz belügen:
Rosalien immer noch sehn Sie in meinen Zügen —
Rosalien lieben Sie noch immer und — nicht mich.
Ist's nicht so? Zu sich. Könnt' ich jetzt in seine Brust doch blicken.

Hochberg.

Ha, diese Eifersucht erfüllt mich mit Entzücken!
Nein, nein, nicht Täuschung! Nein, mein Herz betrügt sich nicht.
Wie vor des jungen Tages glüh'ndem Licht
Des Mondes schwache Strahlen schnell verbleichen,
Seh' ich Rosaliens Bild erblassen und entweichen.
In dieser Brust ist nicht mehr Raum für sie.
Sie ist vergessen.

Rosalie.

Nach einer kurzen Pause.

Ist's denn wahr? Ist's wirklich? Wie?

Vergessen! — Armes Kind! Begraben und ver-
gessen!
So war ein ganzes Jahr voll Heuchelei und Trug,
Des Lebens höchstes Glück, das du besessen!
Ja, Sie zu lieben, war Rosalie schwach genug,
Ich weiß es — — Ach, sie hat mir's ja gestanden! —

Hochberg.

Gewiß um alles Gold aus allen deutschen Landen,
Würd' ich dieß niemand als der Schwester ein-
gestehn:
Sie haben recht; sie schien mich nicht bloß gern
zu sehn,
Sie liebte mich — und wie! Doch lassen Sie mich
schweigen!
Kurz, diese Leidenschaft war's, was mich an sie band.
Denn sie war schön — nun ja, doch wohl damit
bekannt.
Sie mochte gern der Welt in Schmuck und Glanz
sich zeigen,
War gern die Sonne, die allein am Himmel stand,
Und blendete sehr gern mit Witz und mit Verstand.
Doch war das, im Vertrau'n, nur ein geborgtes
Wesen.
Man hatte viel gesehn, gehört, auch viel gelesen,
Und brachte nun die eingebrachten Bröckchen frisch,
Als eignen grünen Zuwachs, auf den Tisch.

Rosalie, zu Lisetten.

Lisette! ha, das ist zu viel! Das Ungeheuer!
Fort! ich erliege! fort!

Sie geht schnell mit Lisetten ab.

Zwölfter Auftritt.

Hochberg, allein.

Ei, so auf einmal jetzt
Geht sie erzürnt davon, weil ihr die Schwester theuer?
Weil das, was ich von ihr gesprochen, sie verletzt?
Pah! Ziererei! Und werd' ich morgen mehr noch wagen:
Lacht sie dazu! — Was wir vom Dritten Böses sagen,
Hält auch der Beste selbst halb für sein eignes Lob.
Und sie — ? — als die Natur das Weib zusammen wob,
Ward von der Spinnen Art was wenigs eingeschlagen;
Weiß nicht, ob's Zufall war, ob es mit Fleiß geschah.
Wie schön die Weiber drum von ihrer Freundschaft reden,
Ist jed' im Stillen doch die Feindin einer jeden,
Und gegen ihr Geschlecht stets auf dem Feldetat —

Rosalie thut mir leid; ich war ihr sehr gewogen.
Sie war ein gutes Kind; das scheint mir diese nicht.
Doch dieser ist der Gott des Reichthums zugeflogen;
Armuth ist finstre Nacht, Reichthum ist Sonnenlicht;
Es ist die Schuld des Adlers wahrlich nicht,
Wenn er hinauf zur Sonne wird gezogen!

Dreizehnter Auftritt.

Hochberg. Der Oheim. Rosalie. Lisette.

Rosalie bleibt im Hintergrunde des Theaters zurück, und spricht mit Lisetten.

Oheim.

Nun? Ihr Gespräch war lang; wie ist's? Gestehn Sie mir:
Sie sind nicht sonderlich erbaut von ihr?
Noch gar zu blöde, nicht? ein wenig link'sches Wesen?
Das Kloster! überall ist's noch heraus zu lesen.
Ja, freilich, wenn man mit Rosalien sie vergleicht —

Hochberg.

Wie, glauben Sie, daß dieß zum Nachtheil ihr gereicht?

Rosalie nähert sich.

Ich bin entzückt von ihr. Und darf ich anders hoffen,
Daß mein Gefühl auch Mitgefühl getroffen,
So ist mein Leben ganz dem Täubchen nur geweiht.

Oheim.

Um diese zarte Herzensgeschmeidigkeit
Muß ich Sie, theurer Mann, mit Freuden fast beneiden!
Doch meiner Nichte kommt es zu, hier zu entscheiden.
Wie? Thalheim!

Vierzehnter Auftritt.

Die Vorigen. Thalheim.

Thalheim.

Ja, ich kehre schnell zurück.
Rosaliens traurend Bild weicht nicht vor meinem Blick.
Von Reu und Gram verzehrt, von öder Nacht umgeben,
Seh' ich erbleicht, verwelkt, zerknickt das schöne Leben
In dumpfer Einsamkeit verlassen untergehn.
Und müßig klagend sollt' ich hier von ferne stehn, —
Giebt's ein Vielleicht noch irgend, das sie heilet?
Wenn von der alten Neigung Kunst zu ihr

Ein Ueberrest nur leis' Ihr Herz noch an sie kettet,
O, so beschwör' ich Sie, so eilen Sie mit mir,
Fort, schnell, sie aufzusuchen, sie zu finden!
Wenn Ihre Bitten dann mit meinen sich verbinden — —

Er zieht ihn auf die Seite; Rosalie folgt ihnen, und hört voll Bewegung auf seine Worte.

Sie dürfen Ihrem Sohne nichts entziehn:
Ich achte diesen Grund, ich ehre ihn;
Doch keine Pflichten giebt es, die mich binden.
Rosaliens Rettung nur ist meinem Herzen Pflicht.
Es ließ das Schicksal mehr, als ich bedarf, mich finden,
Gab es mir auch die Gunst des Reichthums nicht,
Und so viel miss' ich leicht, und ohne zu entbehren,
Ein unabhängig Loos Rosalien zu gewähren,
Wenn ich noch Ihren Freund mit Recht mich nennen kann,
So bitten Sie ihr das in Ihrem Namen an.
Frei soll sie seyn, kein Gram sich an ihr Leben hängen,
Frei in Entschluß und Wahl, kein quälend Muß sie drängen,
Und weis't sie dann vielleicht auch meine Hand zurück,
So schwankt mein Wille doch drum keinen Augenblick.
Ihr Glück allein ist mir die Seele alles Strebens,
Die Liebe ja zu ihr der Athem meines Lebens.

Ihr Gram zerreißt mein Herz, ihr Unglück iſt ja meins,
Und wie, wenn auf dem Meer der Tag ſich will erſchließen,
Dann Fluth und Morgenroth in eins zuſammenfließen,
So iſt mein Himmel auch und ihre Freude eins.

Roſalie.

O, Thalheim, wie ſo tief beſchämt ſieh' ich vor Ihnen!
Kann ſo viel Liebe je Roſalie verdienen?
Von nun an lebt ſie in dem Streben nur allein,
So reiner, edler Liebe werth zu ſeyn.
So mag Mathilde denn nur immerhin verſchwinden;
Roſalie, hochbeglückt, reicht Ihnen ihre Hand.
Die kleine Liſt ließ ſo das treuſte Herz mich finden,
Durch ſie auch hab' ich das treuloſeſte erkannt.

Sie giebt Thalheim ihre Hand, indem ſie einen verachtenden Blick auf Hochberg wirft.

Thalheim.

Roſalie!

Hochberg.

Wie? Halt! Was? Zum Onkel. Was heißt das hier, mein Beſter?

Roſalie.

Es heißt: Dieß mein Gemahl, und ich bin meine Schweſter!

Thalheim, abgehend mit ihr.

Rosalie! Ist's denn wahr? O, wer faßt mein Entzücken!

Rosalie!

Oheim, zu Hochberg.

Nun, mein Freund? was sich vor Ihren Blicken
Hier zutrug, machen Sie doch zum Gebrauch fürs Haus,
Und Nutz und Frommen jener armen Wesen,
Die gern im Kloster ins Geheim Romane lesen,
Ein artiges Geschichtchen schnell daraus.

Er geht mit einer Verbeugung ab.

Lisette.

Und lassen Sie d'rin nicht die Kammerjungfer aus!

Sie macht ihm einen Knix und geht ab.

Hochberg.

Mein Himmel, was ist das?! Wie soll ich das verbinden?

Ans Parterre.

Hilft mir denn niemand mich in die Geschichte finden?

Die weiße Rose.

1820.

Der Weinmonat hatte sein altes Recht gleich bei seiner Ankunft behauptet, über den lang gestreckten Rücken des Hochgebirges in einer Nacht eine glänzende Schneedecke gelegt, und der Wind, der vom dort herüber strich, gab auch in den fern abgelegenen Thälern deutlichen Bericht davon.

In dem Hause des Oberförsters Wolfgang sammelten sich die Hausgenossen nach und nach, als der Abend kam, alle um den warmen Ofen in der Wohnstube. Nur der Oberförster und sein Sohn waren noch draußen im Forst.

»Muhme Timel,« hob Elisabeth, die siebzehnjährige Tochter des Oberförsters an, indem sie mit Spinnen einhielt und die Spindel in die Seite stemmte, »du könntest uns wohl etwas erzählen. Du bist mir ohnedieß noch die Geschichte von der weißen Rose schuldig. Der Wind raschelt draußen schon durch die dürren Blätter; da hört sich's gut zu.«

Muhme Christine lächelte und sah die Hausfrau an.

»Immerzu!« sprach Frau Anna. »Vergeht so die Zeit geschwinder, bis der Vater kommt.«

»Nur nicht von der weißen Rose!« sagte eine tiefe Baßstimme hinter dem Ofen, die dem alten Jäger Conrad gehörte. »Ist heut der Dritte, Mondwechsel, und Freitag obendrein.«

Christine schaute rückwärts nach der dunkeln Ecke hin. »So wißt Ihr auch etwas von der weißen Rose?« fragte sie verwundert.

»Hm, davon ließe sich viel sagen!« brummte jener. »Wenn nur nicht vielleicht eben jetzt einer die Ohren dabei hätte, den ich nicht nennen kann und mag.

Denn in Zwielichts blassem Schein
Treten sie ins Haus herein.«

Elisabeth sprang auf, zündete einen langen Fichtenspan im Ofen an, und steckte ihn auf den hohen eisernen Leuchter, der an der Wand stand. Frau Anna aber sprach: »Ihr alter Unglücks-Prophet, Ihr könntet einem wohl am hellen Tage mitten unter den Leuten ein Grausen machen!«

»Dann täg's an der Zeit, nicht an mir!« erwiederte er. »Es geht jetzt gar wunderlich her. Der Spuk oben im Gebirge ist lange nicht so toll gewesen. Das hat wieder etwas zu bedeuten. War auch so vor 15 Jahren, da der Preuße zuerst ins Land kam. Und ich hab's von guter Hand,« fuhr er nach

einer Weile fort, »daß sich der Kaiser drüben ganz in der Stille zum Kriege rüstet. Wem soll das gelten, als unserm Lande?«

In dem Augenblick geschah ein Schlag aus dem Fenster wie mit einer starken Ruthe. Alle fuhren erschrocken zusammen. »Wart, du verdammter Störenfried!« rief Conrad, stand auf und ging nach dem Fenster. »Das war niemand anders als der wilde Junker drüben von Liebenwalde, der immer hier ums Haus schleicht. Aber ich bin ihm auf der Fährte.« Er machte das Fenster auf und schaute hinaus. Alles war still. Er warf es unwillig wieder zu, und sprach: »Was mag der Alte nur gesündigt haben, daß Gott ihn mit einem solchen Sohn gestraft!

Wem Kinder nicht gedeihen,
Was hat der auf der Welt?
Was soll den Stamm noch freuen,
Dem Blüth' und Frucht abfällt?«

»An dem erlebt der alte brave Mann gewiß noch großes Herzeleid. Seitdem er Soldat geworden, ist's nun vollends, als hätte der Gottseibeiuns leibhaftig bei ihm Quartier genommen.«

„Ein schöner Mensch ist's aber doch!“ sagte Christine.

»Und ist auch lange nicht so schlimm, als Ihr ihn macht.«

„Ach, schweigt mir nur von dem!“ unterbrach sie Frau Anna seufzend, und sah halb verstohlen nach ihrer Tochter hin, die mit dunkler Glut auf den Wangen sich an dem Rocken zu thun machte. „Erzählt uns lieber Eure Geschichte, Muhme Tinel, daß wir auf andere Gedanken kommen.“

Christine legte neuen Flachs auf, setzte sich dann auf ihrem Stuhl zurecht, und nachdem sie noch einen scheuen Blick nach dem Fenster geworfen, hob sie an:

Auf den hohen Bergen im Schweizerlande, die viel, viel höher seyn sollen, als unsre hier, da wächst, wie sie sagen, eine gar seltene Blume, die wird das Alpenröslein genannt. Diese Blume hat in unserem Gebirge noch keiner aufgefunden; wahr und gewiß ist es aber, daß dagegen bei uns sich jährlich einmal eine andere Rose zeigt, die ihres Gleichen wohl in der ganzen Welt nicht antreffen mag. Wer Muth genug hat, in der Nacht vor Himmelfahrtstag sich auf das hohe Gebirge zu begeben, und dann die rechte Stelle weiß — «

Sie wurde hier unterbrochen. Die Thür öffnete sich, und der Oberförster trat mit seinem Sohne, einem Knaben von funfzehn Jahren, herein. »Der Vater!« rief Elisabeth freudig aufspringend, und lief

ihm entgegen. Es kam ihr vor, als sähe er bleich und verstört aus. Er umfaßte das liebliche Kind, schaute ihm lange in die frommen blauen Augen, die so voll Freude, Liebe und Sorge zu ihm aufsahen, und küßte es auf die Stirn.

»Mein Herzens-Herzensöskl!« sagte er leise mit bewegter Stimme. Dann reichte er seiner Frau die Hand, winkte dem alten Conrad, und begab sich mit diesem und seinem Sohn nach dem Nebengemach, dessen Thür er hinter sich schloß. Seine Frau sah ihnen ängstlich nach. Nach einer Weile traten sie wieder heraus; Conrad nahm seinen Hut, langte eine Büchse von der Wand und verließ das Zimmer, indem er einige Worte für sich hinmurmelte. Elisabeth glaubte etwas von der weißen Rose zu vernehmen.

Der Tisch ward gedeckt, die Abendmahlzeit aufgetragen; Elisabeth sprach das Gebet, alle setzten sich schweigend. Der Oberförster aß nicht, stand öfters auf, um zum Fenster hinaus zu sehen, und schien sehr unruhig. Da trat endlich der Jägerbursche Franz in die Thür. »Wo kommst du her?« rief ihm jener zu. „Aus der Stadt, Herr Oberförster, wie Ihr wißt;“ erwiederte er. „Ich komme über Liebenwalde, da brachten sie eben den Junker todt nach Hause. In unserm Forst, hieß es, sey er erschossen worden.“

Der Oberförster sprang auf und starrte ihn an, dann plötzlich griff er nach der Stuhllehne, wie um sich dran zu halten, setzte sich matt und langsam wieder hin und schlug die Hände über die Augen. Nach einer langen Weile sprach er leise: »Ich habe es wohl geahnt! Doch! Gott ist mein Zeuge,« fuhr er mit stärkerer Stimme fort, »daß ich es nicht wußte in dem Augenblick, da ich auf ihn schoß.« —

Mit einem lauten Schrei stürzten jetzt Frau und Tochter auf ihn zu. Elisabeth warf sich an dem Stuhle nieder, schlang ihre Arme um den Vater, und schluchzte laut.

»Ich bin kein Mörder!« rief er, und richtete sich empor, »Es war Nothwehr, so wahr mir Gott gnädig sey! Zweimal schossen sie nach mir, und erst, als er zum dritten Schuß schon auf mich aufgelegt hatte, kam ich ihm zuvor. Du kannst's bezeugen, Karl. Erzähle du's, wie es war!«

»Vater!« entgegnete der Knabe, »wenn meine Flinte mir nicht versagte, so kamt Ihr wohl gar nicht zum Schuß. Ja, seht nur, Mutter, wir waren oben gewesen auf dem langen Berge, der Vater hatte Holz angeschlagen, und als wir jetzt wieder nach Hause gehen, da finden wir — —«

»Im schwarzen Grunde bei der großen Buche,« fiel der Oberförster ein.

»Ja, im schwarzen Grunde bei der großen Buche, da finden wir drei Wilddiebe, wie wir dachten; sie hatten zerlumpte Kittel an, und die Gesichter geschwärzt. Wir gingen auf sie zu, der Vater rief sie an. Da schrie der eine: »Ha bist du's, auf dich hab' ich gewartet!« sprang nach seiner Büchse, die am Baume lehnte, und schoß nach uns. Ich war nicht faul: wie du mir, so ich dir! dachte ich, nahm den Kerl aufs Korn, und drückte los. Die Flinte versagte. Indem aber schoß auch schon der Zweite; ich hörte die Kugel wohl zwischen uns durch pfeifen. »Schieß den Hund doch nieder!« schrie darauf der Erste dem Dritten zu, und da dieser zauderte, riß er ihm das Gewehr aus der Hand, und schlug wieder auf den Vater an. Der Vater aber war schneller als er: die Büchse an den Kopf, und Knall und Fall, das war nur eins!«

„Sei uns gnädig und barmherzig!“ schrie Muhme Linel.

»Mir kam ein Grausen an,« fuhr der Oberförster fort, »da ich ihn fallen sah. Ich wandte mich schnell ab, und wie mit Ruthen jagte mich's von dannen; denn jetzt erst kam mir eine Ahnung, wer es wohl seyn könnte.«

Seine Frau hob die Hände zum Himmel auf, und rief: »Gott sey gelobt! So hat er's an dich

gebracht, und du bist unschuldig vor Menschen und vor Gott!«

»Ja, vor Gott ist er's,« sprach Conrad, der eben jetzt wieder ins Zimmer getreten war — »ein Andrer hätte wahrlich nicht so zweimal auf sich schießen lassen — aber vor Menschen wird er's schwerlich seyn. Der Streit mit dem Junker neulich auf dem Jahrmarkt bricht ihm den Hals. Man wird nun doch glauben, daß er es aus Rache gethan.«

Der Oberförster sprang auf, und ging mit großen Schritten die Stube entlang.

„Aber die beiden Andern," rief Frau Anna, „die werden's doch bezeugen — —"

»Das werden sie nicht!« — fiel Conrad ein. »Ich weiß, wer sie waren. Es war der Offizier, der jetzt mit dem Junker zum Besuch gekommen ist, und sein Bedienter. Den Offizier hat unser Herr bei dem Streite neulich, da er sich d'rein mischte, wohl auch nicht geschonet, und der Bediente ist niemand anders, als der Jäger Ludolf, der voriges Jahr bei uns im Dienst stand, und den der Herr fortjagte um seiner Liederlichkeit willen. Der hat sich hoch verschworen, daß er's ihm gedenken wollte, und jetzt läßt sich der schlechte Mensch die Gelegenheit wohl nicht entgehen. Drum ist mein Rath, Herr Oberförster, Ihr müßt

fort, und jetzt gleich; denn sie werden bald zur Stelle seyn, um Euch zu holen.«

Gegen diesen Rath aber erklärte sich Wolfgang jetzt heftig, und bestand darauf, zu bleiben, und sein Schicksal zu erwarten. Die Flucht würde ihn nur erst der Schuld verdächtig machen. »Mein eigenes Blut,« rief er, »wollt' ich jetzt mit Freuden darum geben, wär' es nicht geschehen. Ach, ich habe wohl keine ruhige Stunde mehr. Immer, immer werd' ich den Knall hören, und werd' ihn fallen sehn! Aber wer an meiner Stelle hätt' es nicht auch gethan? Das darf ich fragen. Ich bin ein Mensch, und meine Richter sind auch Menschen. Nein, ich bleibe!«

Conrad aber meinte, eben darum, weil seine Richter auch Menschen wären, müsse er fort. Er gab ihm zu bedenken, daß der Erschossene preußischer Offizier gewesen, sein Vater aber ein vornehmer, und bei der neuen Regierung viel geltender Mann sey; er führte ihm den Unterschied der Religion an, und wie er selbst mit Grund oder Ungrund doch wohl immer noch für einen Anhänger der alten Hoheit gelten möge, und zeigte ihm, wie beides bei der Beurtheilung seiner That gar sehr in Anschlag kommen werde. Jetzt trat auch seine Frau auf Conrads Seite, und sein Entschluß fing an zu wanken.

»Und wenn ich mir denke,« sprach Conrad endlich, »wie Ihr gewohnt seyd von Jugend an, in Gottes freier Luft zu leben, und mit den Bergen draußen zu verkehren, als mit Euren alten Freunden, und wie einem ehrlichen Jägerblut der frische Waldduft und Vogelsang eben so gut zur Leibes- und Seelen-Nahrung gehören, als Essen und Trinken und Orgelklang am Sonntag, und ich sehe Euch nun so vor mir sitzen im Armensünderstübchen, Monate lang, ja wenn's gut geht, Jahre lang, oder wohl gar bis an Euer Ende, und das schmale Gitterfensterlein mißt Euch Gottes Luft und Sonne so schlecht und spärlich zu, wie ein geiziger Armenvoigt den Bettlern die Spitalsuppe, und Euer Leben verkümmert nun zwischen den festen, finstern Mauern wie ein angeschossenes Wild, und Ihr dürft niemals, niemals wieder die treue Büchse über die Schulter hängen und hinausziehn und singen:

Frisch auf in den grünen Wald hinein! —

Herr, wenn ich mir das denke — nein, zum Teufel, ich mag mir's gar nicht denken! Das bricht mir das Herz!«

Er wandte sich unwillig ab, und große Thränen rollten ihm über die braunen, faltigen Wangen. Der Oberförster reichte ihm die Hand, warf dann einen

Blick nach den stattlichen Gewehren, die in langer Reihe an der Wand hingen, und sagte: »Ja, Conrad, ich glaube, du hast Recht. Ich trüge es nicht lange. Und doch gern möcht' ich noch leben - um dieser willen!« Er zog Mutter und Kinder an seine Brust.

„Ihr könnt ja schreiben," sprach Conrad, „von drüben, wenn Ihr in Sicherheit seyd, und Euch vertheidigen. Und morgen geh' ich zu Eurem alten Freunde, dem Advokat Hübner, in der Stadt. Der wird Euch schon vertreten."

Da richtete sich Wolfgang in die Höhe, und sagte: »Wohlan, ich gehe! Gott gebe, daß ich wiederkommen darf.« — Sein Sohn sollte ihn begleiten. Elisabeth schlang die Arme um seinen Hals, und flüsterte ihm die Bitte ins Ohr, sie mitzunehmen. Doch als er ihr vorstellte, daß sie, zart und der Mühseligkeit ungewohnt, wie sie sey, ihm leicht hinderlich werden könnte, und daß die Mutter ohne sie dann ganz verlassen bliebe, stand sie traurig davon ab. »Ach, und wie bitter es ist," setzte er mit leiser Stimme hinzu, »so ganz allein und verlassen seyn, das mag der arme alte Vater drüben jetzt wohl fühlen! Er war immer so freundlich gegen mich! jetzt wird er mich doch immer seines Sohnes Mörder nennen, wenn auch das Recht mich frei spricht!«

Still weinend packte die Mutter Wäsche, Kleider und Geld zusammen. Christine half. Elisabeth aber saß bleich und stumm, die gefalteten Hände in den Schooß gelegt, und starrte vor sich hin. Doch als der Vater jetzt nach Hut und Büchse griff, sprang sie empor. Alle begleiteten ihn bis auf den Hügel vor dem Hause, über den der Weg nach Böhmen führte. Hier reichte er schweigend jedem noch einmal die Hand; als er aber zuletzt an seine Tochter kam, da brach ihm das Herz; er umfaßte und küßte sie, und weinte laut. »Es ist die höchste Zeit!« sagte Conrad jetzt. »Mir däucht, ich höre Stimmen durch den Wald. Macht fort!« Da riß er sich los, und schritt mit seinem Sohn den Hügel schnell hinab. »Vergiß dein armes Herzensröschen nicht!« rief ihm Elisabeth noch mit matter Stimme nach, und in dumpfem Schweigen führte die Mutter das halb ohnmächtige Mädchen ins Haus zurück.

Sechs lange bange Monate waren jetzt beinah seit jenem traurigen Abend vergangen. Die Untersuchung gegen den Abwesenden war indeß fortgeführt worden, und sein Prozeß drohte, trotz der redlichen Verwendung seines alten Freundes, des Advokat

Hähner, mit dem schlimmsten Ausgange. Die Ursachen davon hatte Conrad größtentheils richtig vorausgesagt; die Flucht des Oberförsters kam noch hinzu, und gab jeder Anschuldigung größeres Gewicht. Seine Stelle war indeß anderweitig besetzt worden. Frau Anna hatte mit ihrer Tochter weichen müssen, und war nach dem benachbarten kleinen Städtchen gezogen. Christine wollte sie nicht verlassen, und auch der alte Conrad war bei ihr geblieben, zu Schutz und Trutz, wie er sagte.

Hier lebten sie nun still und eingezogen von ihrer Hände Arbeit; denn auf des Oberförsters Habe war von Gerichtswegen Beschlag gelegt worden, und sie hätten sich wohl oft kümmerlich behelfen müssen, wenn ihnen nicht einigemal zu ihrer Verwunderung von unbekannter Hand eine bedeutende Unterstützung zugekommen wäre. Conrad hegte darüber seine eigenen Gedanken, die er jedoch nicht mittheilen wollte; nur einst, als wieder die Rede darauf fiel, sagte er mit großer Rührung den Vers aus einem alten Liede her:

„Vergeben, Mensch, ist dir Gebot,
Vergelten Gottes Sache.
Dem Feinde wohlthun in der Noth,
Das ist des Christen Rache.“

Von Wolfgang war ihnen nun zweimal bald im Anfang Nachricht zugekommen; jetzt aber harrten sie schon seit langer Zeit vergeblich auf weitere Kunde. Elisabeth, die mit unendlicher Liebe an ihrem Vater hing, härmte sich sichtbar ab; ja fast schien es, als trüge sie außer dem Gram um den Abwesenden, noch sonst ein stilles Weh in ihrem Herzen verborgen. Ihre frühere Heiterkeit und jugendliche Lust am Leben war ganz verschwunden; das frische Roth, das sonst auf ihren Wangen blühte, erblaßte mit jedem Tage mehr und mehr. — »Nun wird mich der Vater wohl nicht mehr sein Herzensröſel nennen!« sagte sie manchmal lächelnd, wenn ihr Blick den Spiegel traf. Das schnitt der Mutter tief ins Herz.

Und so hatte denn der Winter, der ihnen bei seinem ersten Antritt den Kummer zugeführt, jetzt bei seinem Abschied den trüben Gast nicht wieder mit sich fortnehmen wollen; dieser schien sich vielmehr täglich breiter im Hause zu machen, und selbst der Frühling, der draußen Berg und Thal bereits mit seiner Hoffnungsfarbe zu schmücken begann, brachte ihnen nur noch heißere und bangere Sehnsucht nach dem Entfernten dazu.

So saßen sie eines Abends wieder still und traurig beisammen. Der alte Conrad war ausgegangen. Frau Anne heftete den sorglichen Blick auf das bleiche

Gesicht ihrer Tochter, die in sich gekehrt, auf die Arbeit niedersah, während dann und wann eine Thräne sich unter den gesenkten Wimpern hervor stahl, und über ihre Wangen rollte. Das konnte die Mutter endlich nicht länger mit ansehen, sie brach das ängstliche Schweigen und sagte: »Muhme Tinel, erzählt uns nun einmal wieder etwas. Es ist wohl lange nicht geschehen.«

Elisabeth schaute empor. »Ja, von der weißen Rose!« rief sie hastig. »Von der hab' ich diese Nacht einen wunderlichen Traum gehabt. Ich bitte Euch, erzählt!«

»Mir ist's recht!« erwiederte Christine. »Ich halte es immer lieber mit dem Sprechen, als mit dem Schweigen. Sprechen macht frisches Blut.« Und somit hob sie ihr Sprüchlein wiederum also an:

„Auf den hohen Bergen im Schweizerlande, die viel, viel höher seyn sollen, als unsre hier, da wächst eine gar seltene Blume, die wird das Alpenröslein genannt. Diese Blume hat in unserm Gebirg noch keiner aufgefunden; wahr und gewiß ist es aber, daß dagegen bei uns sich jährlich eine andere Rose zeigt, die ihres Gleichen wohl in der ganzen Welt nicht antreffen mag. Wer Muth genug hat, sich in der Nacht vor Himmelfahrtstag auf das hohe Gebirge zu begeben, und dann die rechte Stelle weiß, der

kann die Rose finden, und wer sie gefunden hat, dem steht ein Wunsch frei, ehe die Sonne aufgeht, und was er gewünscht hat, das wird geschehn noch selbigen Tages oder selbigen Jahres. Auf welche Weise nun aber die Rose entstanden seyn soll, das wird also erzählt.

»Es war einmal ein wunderschönes zartes Fräulein, das lebte an dem Hofe der Königin Libussa von Böhmen; und einsmals, da die Königin ins Gebirge gezogen war, der Jagd wegen, erblickte der Geist, der auf dem Gebirge sein Wesen treibt, die schöne Wlasta, und faßte gar heftige Liebe zu ihr. Er nahm alsbald menschliche Gestalt an, zog auch mit zahlreicher Dienerschaft und großem Gepränge in das Hoflager der Königin, um die schöne Wlasta zu freien. Diese aber hatte ihre Liebe schon in der Stille einem jungen tapfern Ritter zugewandt, wies daher alle Bewerbung von sich ab, und als dennoch ihre Verwandten, und selbst die Königin ihr immer schärfer zusetzten, daß sie dem stattlichen und über die Maßen reichen Freier ihre Hand geben möchte, ließ sie von dem jungen Ritter sich bereden, und wollte heimlich mit ihm entfliehen. Es war in der Nacht vor dem Himmelfahrtstage, die Königin war wiederum ins Gebirge gezogen um der Jagd willen, da

hinterging das Fräulein ihre Wächter, entwich aus dem Jagdschloß, wo die Königin mit ihrem Gefolge gerade hauſete, und ſtieg muthig höher hinauf ins Gebirge, bis an den Ort, wo ſie den Ritter treffen ſollte. Der Geiſt vom Gebirge aber, der bald von ihrer Flucht und Abſicht Kunde erhalten hatte, machte ſich auf, und führte den Ritter durch mancherlei Blendwerk irre, und tief in die Wälder und Sümpfe hinein, und ich weiß nicht zu ſagen, ob er ſich jemals wieder dort heraus gefunden hat. So geſchah es denn, daß die arme Wlaſta an dem beſtellten Orte ihr Lieb nicht fand, und nachdem ſie lange gehaart und gehofft, und ſich dort nicht länger ſicher meinte, endlich noch weiter hinauf ſtieg nach dem Rücken des Gebirges zu; denn von dort her führte den Ritter ſein Weg, bis ſie an eine Gegend gelangte, die heut zu Tage die Feſtige heißt, und wo in uralter Zeit die Burg Vlavor geſtanden haben ſoll, die dem Arioviſt, dem König der Deutſchen gehörte. Da konnte ſie vor Müdigkeit und Angſt nicht fürder, ſetzte ſich auf einen Stein, und weinte bitterlich; und da ſie ſich nun auch nicht weiter vorwärts traute in den grauſen Einöde, blieb ſie zur Stelle ſitzen, ſchaute immer hinaus nach der Gegend, von wo ihr Ritter und Retter kommen ſollte, und lauſchte, und den Nachtwind ſpielte ungeſtüm mit ihrem langen gelben

Haar, und von einem Augenblick zum andern hoffte sie immer, jetzt wird er kommen, und verzweifelte dann wieder, und weinte und klagte, bis endlich der Morgen kam, und da die Sonne aufging, und ihr Lieb sich noch immer nirgend zeigen wollte, da brach ihr das Herz vor übergroßem Leid. Zur selben Stunde aber kam auch der Geist vom Gebirge zur Stelle, und meinte, jetzt nach solcher ausgestandenen Angst und Noth werde sie ihm als ihrem Retter willig folgen. Sie hatte ja aber ihren Retter schon gefunden, und brauchte keinen andern mehr. Und als er sie nun bleich und kalt, und doch immer noch schön, so vor sich liegen sah, da kam der Schmerz und die Reue gewaltsam über ihn, und er konnte das Tageslicht nicht mehr ertragen, sondern es trieb ihn hinunter auf lange Jahre in sein dunkles Reich tief unter seinen Bergen. Doch eh' er ging, begrub er den Leichnam der armen Wlasta da, wo er ihn gefunden, und ließ aus dem Grabe eine weiße Rose sprießen, die sollte jährlich an diesem Tage vor Sonnenaufgang wieder blühen, und schwur dabei, wo einer sie fände, und trüge etwa auch nicht heiße Sehnsucht oder schweres Leid in seinem Herzen, und spräche dann auf dieser Stelle seinen liebsten Wunsch aus, dem solle er in Erfüllung gehn. Und so ist die weiße Rose entstanden.«

Der alte Conrad, der während der Erzählung in das Zimmer trat, und sich still in seinen Winkel gesetzt hatte, sagte jetzt, da sie zu Ende war und Alle schwiegen: »Ja, so ist's. Und mancher ist seit jener Zeit wohl hinauf gegangen, um die weiße Rose zu finden, und hat sie nicht gefunden, und ist auch nicht wieder heimgekehrt. Denn die Geschichte hat ihr Aber, und der Greis vom Gebirge läßt nicht von seiner Art.

Trug und Tücke im Genicke,
Im Gesichte Freundlichkeit.«

Elisabeth drang sehr heftig in ihn, er sollte sprechen, wenn er mehr davon zu sagen wüßte; allein es war nichts weiter aus ihm zu bringen. »Wenn ich hier war,« brummte er, »so erzählte Euch die Muhme die Geschichte gar nicht. Ich habe einen Widerwillen dagegen, und weiß recht gut, warum, und wir Alle wissen ja auch, auf welche traurige Weise sie uns schon einmal unterbrochen wurde.«

Elisabeth schwieg; aber von diesem Abend an zeigte sich eine merkliche Veränderung in ihrem ganzen Wesen. Sie ward allmählig wieder heiterer und gesprächiger, ja sie tröstete die Mutter oft, daß nun ihr trübes Schicksal sich bald wenden werde, und

dabei leuchteten ihre Augen von einem ungewohnten Feuer.

Als der Mai gekommen war, und sich gleich in seinen ersten Tagen so mild und freundlich wies, daß selbst der höchste Rücken des Gebirges schon, wider seine Gewohnheit, das weiße Winterkleid ablegte, da trat Elisabeth eines Tages vor die Mutter, und sprach ihr wenig schüchtern und mit niedergeschlagenen Blicken, wie das Wetter so schön sey, und wie sie wohl Lust hätte, wieder einmal nach dem einige Meilen entfernten Frauenkloster zu gehen, um dort die Schwester Barbara, ihre Verwandte und Pathe, zu besuchen. Dazu gab nun die Mutter gern ihre Einwilligung, der alte Conrad aber bot sich auf der Stelle zur Begleitung an; das schien Elisabeth eben gewünscht zu haben, und so machten sich denn beide schon des andern Morgens auf den Weg.

Allein sie waren kaum eine Stunde weit von Haus, da kam Elisabeth an einen Ort, wo die Straße sich theilte, blieb plötzlich stehn, und sprach, ihr Weg führe nun zur Linken, denn ihre Absicht sey keinesweges, die Schwester Barbara im Frauenkloster zu besuchen. »Morgen ist Himmelfahrtstag,« fuhr sie fort, »da will ich diese Nacht auf dem Gebirge seyn: vielleicht, daß mir die weiße Rose beschieden ist.«

Conrad erschrak heftig über diese Worte, und gab sich ängstlich alle Mühe, ihr das Vorhaben auszureden; die ganze Geschichte sey doch nur ein einfältiges Mährchen, an welches kein vernünftiger Mensch im Ernste glauben, noch viel weniger aber darum wohl gar Leib und Leben aufs Spiel setzen werde. Doch vergebens. »Daß du es selber für kein einfältiges Mährchen hältst,« sagte sie, »das weiß ich gar wohl, und noch neulich erst hast du versichert, daß es damit seine Richtigkeit hat. Auch ist mir im Traum nun schon zum drittenmal verheißen, daß ich die Rose finden soll, mir auch der Ort, wo sie steht, deutlich gezeigt worden. Ich gehe.« Und als er ihr nun vorstellte, welche Gefahr zu jetziger früher Jahreszeit eine Nacht auf dem Gebirge ihr bringen könne, wie mancher nach der Rose gegangen, der niemals wieder zurück gekehrt sey, ja als er ihr endlich gestand, daß er selbst in seiner Jugend den Gang gewagt um eines Mädchens willen, das er gar lieb gehabt, was ihm aber dort widerfahren sey, nie über seine Lippen kommen werde, und daß er nur wie durch ein Wunder das Leben davon getragen, da erwiederte sie ruhig: »So oder so! Ich kann nicht ohne den Vater seyn, ich kann die Mutter nicht länger weinen sehen, mein Leben geht doch dabei zu Grunde, das fühl' ich wohl. Drum muß ich's versuchen, und wird mir die

Rose zu Theil, so wünsche ich, daß der Vater bald wiederkehrt, und wieder zu Glück und Ehren kommt; dann hat alle Noth ein Ende, und ginge es mir auch dabei ans Leben, nun, so bin ich für den Vater gestorben: das ist ein schöner Tod!«

Conrad sah ihr eine Weile schweigend in die leuchtenden Augen, dann faßte er leise ihre Hand, und sprach: »Den Vater also wollt Ihr Euch wünschen?«

»Wie kannst du noch fragen!« rief sie. »Was für einen andern Wunsch hätte ich denn noch auf Erden? Sonst freilich hatt' ich auch noch andre thörichte Wünsche in meinem Herzen; der Himmel hat sie mit der Wurzel ausgerottet. Doch ich muß fort. Leb' wohl, wenn du mich nicht begleiten willst! Ich dachte freilich, du würdest mir beistehn auf diesem Gange, doch — —«

»Elisabeth!« unterbrach er sie, »denkt Ihr so schlecht von dem alten Conrad? Es war mir ja nur um Euch. Das alte mürbe Endchen Lebensfaden ist hier ja nicht der Rede werth. In Gottes Namen denn. Es gilt den Vater!« — Und damit schritt er auf dem Wege zur Linken rasch voran, und Elisabeth folgte ihm. So waren sie um Mittag dem hohen Gebirge ganz nahe gekommen. Der Weg hatte

ihr kurz gedäucht, denn Conrad erzählte im Gehen manche Geschichte aus alter Zeit, sang auch dazwischen wohl ein schönes Lied, wie er deren eine große Menge wußte. Nachmittags ließ sich am Abhang des Gebirges ein kleines weißes Wölkchen blicken, das allmählig immer größer ward. Bald stiegen an andern Stellen noch mehrere empor. Conrad blieb stehen, schüttelte bedenklich den Kopf, und meinte, das sey ein gar schlimmes Zeichen; es bedeute ein großes Unwetter auf die Nacht. Elisabeth sagte: »Das ist freilich übel, doch steht es nicht zu ändern,« und schritt immer vorwärts. In dem letzten Dorfe, das schon hoch hinauf am Gebirge liegt, drang Conrad darauf, noch einen Führer mitzunehmen; doch es wollte sich erst niemand dazu willig finden lassen, jeder sah den harten Strauß vorher, der diese Nacht bevorstand, und rieth ihnen ernstlich, bis morgen zu verweilen. »Dann ist's zu spät!« rief Elisabeth. »So oder so, Conrad! Ich muß fort!« — Da zeigte sich endlich einer gegen ansehnlichen Lohn bereit, sie zu führen. Aber die Wetter-Prophezeihung bewährte bald ihre Richtigkeit. Die weiße Wolkenmasse, die sich aus dem kleinen Wölkchen gebildet, und in Gestalt eines langen Wulstes auf den Rücken des Gebirges gelagert hatte, senkte sich immer weiter herab, und nicht lange nach Sonnen-Untergang

brach der Sturm daraus hervor. Die Wandrer sahen sich bald in Wolken eingehüllt. Der Sturm ward immer wüthender, die Kälte immer schneidender, je höher hinauf sie kamen; endlich gesellte sich auch noch heftiges Schneegestöber hinzu, das ihnen fast Gesicht und Athem nahm. Keiner konnte mehr nur einen Schritt weit um sich sehen. Der Führer flüchtete sich hinter einen Felsen; Conrad rief nach Elisabeth, die er eben erst noch dicht vor sich erblickt hatte: seine Stimme hatte in dem Schneegestöber allen Klang verloren, und er erhielt keine Antwort. In großer Angst eilte er immer rufend vorwärts; noch konnte er deutlich Elisabeths Fußtapfen auf dem frischgefallenen Schnee unterscheiden, von einem Augenblick zum andern hoffte er sie einzuholen. Plötzlich verschwand die Spur am Rande einer Schlucht; er hörte unten Wasser rauschen; über seinem ängstlichen Hin- und Hersuchen brach die Nacht vollends herein. Der zurückgebliebene Führer trug die Laterne. Conrad hielt für das Klügste, diesen erst herbei zu holen; der Felsen, wo er ihn zurück gelassen hatte, konnte kaum zwei hundert Schritte entfernt seyn. Allein in der Finsterniß verfehlte er selbst den Weg, und wohl erst nach Verlauf einer Stunde gelang es ihm, den Felsen zu erreichen, wo er auch noch den Führer fand. Das Unwetter fing jetzt an sich zu

legen; sie zündeten das Licht in der Laterne an, und machten sich eilig wieder auf. Conrad jauchzte laut, und brach in Freudenthränen aus, als sie an der Schlucht und jenseits des Wassers Elisabeths Fußtapfen wieder fanden; denn bis hierher war die geheime Furcht mit ihm gegangen, daß sie wohl gar hier verunglückt seyn möchte. Sie folgten nun der Spur mit frischen Kräften, und wenn sie auch dann und wann von neuem verloren ging, so gelang es ihnen doch jederzeit, sie wieder aufzufinden. Darüber verstrich aber doch die Nacht größtentheils, und als sie den Rücken des Gebirgs erreicht hatten, und sich auf der andern Seite hinabwärts wenden wollten, nach der Festige zu, fing der Morgen bereits an zu dämmern. Da wurden auf einmal vor ihnen mehrere Stimmen laut, und bald darauf erkannten sie drei Mannsgestalten, die ihnen entgegen kamen. Anruf und Gegenruf erfolgte von beiden Seiten. Conrad erschrak über die bekannten Stimmen. Rasch eilte er auf die drei Wanderer zu — es war der Oberförster Wolfgang mit seinem Sohn und einem Führer. Erstaunen, Schreck, Freude und Schmerz drangen zu gleicher Zeit so mächtig an Conrads Brust, daß er keines Wortes mächtig war, und lange Zeit stumm und versteinert stand bei allen Fragen. Endlich rief er sich ermannend und Wolfgangs Arm

ergreifend: »Rückwärts, Vater, rückwärts! Schau da die Spur im Schnee, das sind die Fußtapfen deines Kindes. Das müssen wir er wiederfinden!« Und so zog er jenen mit sich fort. Im Gehen aber hob er an, ihm den ganzen Zusammenhang zu erzählen. »Mein Kind,« rief Wolfgang in schmerzlicher Angst, »mein armes Kind! Wo bist du? Ach, das war es also,« fuhr er fort, »was in der letzten Herberge mir keine Ruhe ließ, und mich mitten in der Nacht zum Aufbruch trieb! Mein armes Kind allein in dieser Einöde, in dieser furchtbaren Nacht!« —

Jetzt waren sie indeß, nach der Erklärung der Führer, an den Ort gekommen, der die Festige heißt. Der Sturm schien hier am heftigsten gehaußt zu haben, und hatte jede Spur verweht. So fanden sie für gut, sich zu theilen, und verabredeten einen Sammelplatz. Conrad aber, nachdem er eine Weile zwischen den Felsblöcken umhergeirrt, schritt gerade auf den einzeln gelegenen Berg zu, auf welchem der Sage nach des Berggeists Schloß und Wohnsitz, oder wie Andere meinen, die alte Burg Navot gestanden haben soll. Eine Felsengruppe erhebt sich auf dem Gipfel; sie wird der Festigstein genannt. Dicht über ihr schwebte ein Steinadler. — Am Abhang fand Conrad die verlorne Spur wieder. Mit bangklopfen-

dem Herzen eilte er hinan. Oben stieß er auf Wolfgang, der von einer andern Seite her gleichfalls den Berg erstiegen hatte. Athemlos und schweigend zeigte er diesem die Spur. Sie führte sie nach einem einzeln liegenden Granitblock. Auf dem platten Rande desselben lief eine Schneelerche hin und her, blieb öfters stehen, und drehte das Köpfchen, als schaute sie neugierig nach etwas auf der andern Seite hinunter. Jetzt traten sie um die Ecke, und siehe! da saß Elisabeth, den Kopf an den Stein gelehnt, bleich und mit geschlossenen Augen, als ob sie schlummere, die blassen Lippen aber lächelten freundlich, wie von einem schönen Traum bewegt; der Wind spielte leise mit ihrem losgegangenem, langen gelben Haar; in ihrem Schooß lagen abgepflückte Kräuter und Blumen. Wolfgang und Conrad standen beide eine Weile starr und festgewurzelt in den Boden: es war, als wagte keiner einen Fuß weiter vorwärts zu setzen, damit er nicht dem nächsten Augenblick begegne, der ihm vielleicht ein entsetzliches Wort zu sagen hatte, von jedem doch schon geahnet in der zitternden Brust. Und kein Laut regte sich ringsum; hoch über ihnen zog der Adler langsam seine Kreise; im Osten stieg der dunkelrothe Rand der Sonne über die Berge herauf. — Da trat Wolfgang endlich hinzu, kniete neben seine Tochter nieder. »Eli-

sabeth,« sprach er mit schwankender Stimme, »mein Kind, mein Herzens-Rösel!« und faßte leise ihre Hand. Schnell aber ließ er sie wieder fahren, starrte ihr einen Augenblick in das bleiche Gesicht, schlug dann die Hände über seine Augen, und sank mit einem dumpfen Schrei auf ihre Brust. Als Conrad dieß sah, sprang er herbei, und legte seine Hand auf Elisabeths Stirn. Die eisige Kälte, die ihm bei der Berührung ins Herz zuckte, sprach das schon lange gefürchtete Wort deutlich aus. Seine Arme sanken herab, sein Kopf neigte sich, seine Kniee schwankten, er lehnte sich an den Felsen, um nicht zu fallen. »Ich wußte es ja,« sagte er leise, »ach, ich wußte es ja gleich vom Anfang an, daß es so kommen würde.« Und nun war es wieder todtenstill ringsum. Und nach einer langen Weile richtete sich Wolfgang empor, schauete auf das bleiche Engelsbild hin, und sein Auge fand Thränen, und er sprach, Herz und Stimme in herbem Weh gebrochen: »Sieh, Conrad, Ihr seyd ausgegangen, die weiße Rose zu suchen, aber ich habe sie gefunden!«

Doch jetzt fielen die ersten rothen Strahlen der Sonne auf Elisabeths Gesicht, und vom freudigen Schreck durchschauert, sprang Wolfgang empor, faßte Conrads Arm, und rief: »Um Gottes willen, Con-

rad, sieh, sie ist nicht todt; schafft Hülfe! Ich habe das Auge deutlich zucken sehn. Sie lebt!« Und warf sich wieder neben ihr auf die Knie, und legte forschend die zitternde Hand auf ihre Brust. Conrad hob Augen und Hände zum Himmel: »Mein Leben für dieses da!« sprach er leise. »Doch wenn noch Hülfe ist,« fuhr er fort, »so ist sie hier nicht zu finden. Laßt uns daran denken, sie eilig hinab zu schaffen!« Er sprang fort, und rief mit gellendem Jägerruf die Gefährten. Und aus abgehauenen Aesten ward eilig eine Tragbahre zusammengeflochten, und so trugen sie das Mädchen über das Gebirge hinab. Wolfgang hatte seinen Sohn vorweg gesandt, daß er vom nächsten Dorfe gleich nach einem Arzt oder Wund-Arzt aussenden möchte. Als sie daher dort anlangten, fanden sie schon einen geschickten Arzt aus der Stadt zugegen, der eben in der Nachbarschaft beschäftig gewesen, und herbei geholt worden war. Doch vergebens boten Kunst, Mitleid und Eifer alles auf, was sie vermochten. Das Leben und die Liebe des jugendlichen Herzens, sie hatten seinen letzten heißen Wunsch selbst hinauf getragen zu dem Vater, von dem sie stammten, und kehrten nicht wieder zurück in die verödete Brust.

So setzte der traurige Zug nach einigen Stunden

auf Wolfgangs Geheiß sich von neuem in Bewegung weiter nach der Ebene hinab.

Wolfgang war jetzt seines Schmerzes Herr geworden; er hatte mit der Hoffnung abgeschlossen für diese Welt; sein Blick aber war ihr gefolgt, wie sie sich empor schwang, und ihre Hand die dunkle Wolke theilte, die auf der Erde lastet, von den Menschen Tod genannt, und ein Strahl des Jenseits war in die Nacht gefallen, die ihn umgab.

So zogen sie langsam schweigend hin. Die Sonne neigte sich schon zum Untergange, als ihnen ein stattlicher, reichgekleideter Mann zu Pferde begegnete, der von zwei Dienern begleitet war. Er hielt die Träger an, die mit der Leiche voraus waren, und nach einigen Fragen an sie, sahen Conrad und Wolfgang, wie er plötzlich vom Pferde sprang, an die Bahre eilte, und das darüber gedeckte Tuch zurückschlug. Conrad erkannte jetzt den alten Freiherrn, dem Wolfgang den Sohn erschossen hatte. Mit festem Schritte ging Wolfgang auf ihn zu, und stellte sich ihm gegenüber. Der Freiherr schauete erst auf die Leiche nieder, und als er jetzt aufblickte, und jenen wahrnahm, trat er einen Schritt zurück, und rief in großer Bewegung: »Wolfgang! Wolfgang!« —

„Ja, ich bin's!« erwiederte dieser. »Ich gebe mich in Eure Hand. Laßt mich nur erst mein Kind zur Ruhe bringen, dann halt' ich Euch still.«

Conrad erzählte nun dem Freiherrn alles: wie Elisabeth mit ihm auf das Gebirge gegangen sey, um die weiße Rose zu finden, und sich den Vater zurück zu wünschen, wie das gräuliche Unwetter sie überfallen in voriger Nacht und sie getrennt, wie Wolfgang von der Sehnsucht nach Weib und Kind verzehrt, und auf dem Wege sie zu besuchen, es entstehe auch daraus, was da wolle, in der letzten Herberge nicht Ruhe gehabt, sondern mitten in derselben Nacht fortgetrieben worden sey, und wie er am Morgen endlich sein weißes Röslein gefunden.

Auf dem Gesichte des Freiherrn wechselte der Ausdruck der verschiedensten Empfindungen. Er kämpfte gegen die Rührung, die ihn übermannen wollte, und schaute immerfort schweigend zur Erde. Endlich hob Wolfgang an: „Seht, Herr, es ist mir nicht um mein Glück oder Leben, das gilt mir in diesem Augenblick gar wenig, aber wohl um Eure Meinung von mir, drum lege ich meine Hand auf die kalte Brust meines theuren Kindes, und wiederhole es Euch: ich kannte Euren Sohn nicht, da ich auf ihn

schoß, und nur, da er zum dritten Mal auf mich abdrücken wollte, kam ich ihm zuvor. Ich denke, heut werdet Ihr mir glauben.“ Da reichte ihm der Freiherr tief erschüttert, rasch die Hand hinüber, und rief: »Wolfgang, ich glaube dir, du armer Vater, und ich verzeihe dir!« Wolfgang ergriff die dargebotne Hand, und beide schauten sich schweigend an, und Thränen brachen aus ihren Augen. Und der Freiherr gelobte feierlich, seine erste Bitte an den neuen Landesherrn solle seyn, daß Wolfgangs Prozeß niedergeschlagen, und er selbst wieder in seine Stelle gesetzt werde.

»Ach, Wolfgang,« fuhr er dann fort, »wenn Ihr damals auf dem Markt meinen Sohn nicht so hart und schnöde zurück wiesetz, als er von Eurer Tochter zu sprechen begann, wer weiß, es wandte sich dann vielleicht alles zum Besten. Er liebte sie mit großer Leidenschaft, das ist mir klar geworden; er hatte sie öfter gesehn, auch zweimal mit ihr gesprochen. Und wenn mich nicht alles trügt, so war auch sie ihm nicht abgeneigt.« — Hier nickte Conrad bedeutsam mit dem Kopfe. — »Diese Liebe,« fuhr jener fort, »hätte vielleicht die Wildheit des jungen Menschen gezügelt, und mich zum glücklichen Vater gemacht. Wolfgang, ich kannte Eure Tochter

wohl; ich habe sie lange im Stillen beobachtet, ich hatte sie lieb wie mein eigen Kind, und auch jetzt, da Ihr abwesend wart, habe ich mein Auge nicht von ihr gewendet.«

»Ich weiß es wohl,« rief Conrad, »ich habe Euch errathen, Herr!« faßte hastig seine Hand, und küßte sie.

Er winkte ihm zu schweigen, und sprach: »Gott hat es anders gewollt! Laßt uns jetzt mit einander den sauren Gang vollenden, und der armen Mutter ihr Kind bringen. Ich begleite Euch.« So zogen sie weiter, und brachten der armen Mutter das traurige Wiedersehn, die größte Freude und das herbste Leid, Leben und Tod zugleich ins Haus.

Der Freiherr hielt Wort. Wolfgang ward in seine Stelle wieder eingesetzt; und Christine konnte sich nicht erwehren, zu bemerken, daß die weiße Rose doch also auf eine oder die andere Art ihre Kraft bewährt haben möge.

Wolfgang freute sich seines Glücks nur um seiner Frau und seines Sohnes willen. Das Schicksal hatte die Blüthe abgestreift von seinem Leben, und keine rechte Freude wollte ihm mehr zur Reife kommen.

Der alte Conrad schlich aber von der Zeit an still und trübsinnig im Hause umher. Er konnte sich's doch nicht recht vergeben, daß er auf dem Gebirge auch nur einen Augenblick von Elisabeths Seite gewichen war, und als der weiße Rosenstock auf ihrem Grabe die erste Rose trug, bereiteten sie auch dem alten, treuen Freunde seine letzte Ruhestatt an ihrer Seite.

Das Quartettchen im Hause.

Lustspiel in einem Aufzuge.

1821 und 1822.

Personen.

Hofrath Wunder.
Franziska, seine Schwester.
Cäcilie, ihre Nichte.
Commerzienrath Adam.
Ferdinand, dessen Neffe.
Daniel, des Hofraths Bedienter.

Ein Saal mit Mittel- und Seitenthüren.

Erſter Auftritt.

Daniel.

Er trägt einen Violinkaſten und eine Bratſche herein, die er auf einen Tiſch legt; dann nimmt er zwei Violinen aus dem Kaſten, und holt ein Violoncell und einen Baß herbei.

So! — Violino primo: Mamſell Cäcilie! — Violino secondo: der Herr Hofrath! — Viola: Die Madam Franziska! — Basso oder Violoncello: Herr Daniel! — wenn nicht der fremde Herr, der Herr Adam, etwa das Cello ſpielt. Ei, du Paradies! das war eine Freude, als der geſtern ankam, und der Herr Hofrath nach ſo vielen Jahren ſeinen alten Freund wieder ſah. Er geht hinaus, und trägt nacheinander vier Notenpulte herein, die er zählend zur Seite an die Wand ſtellt. Und die liebe Mamſell Cäcilie, unſere Nichte — ei, du mein Daniel! das iſt ein feines Kind. — Nummer eins! — Und wie der Hofrath ſagt, ſpielt ſie eine koſtbare Violine. — Nummer zwei — Na, ſo haben wir doch nun gleich das

Quartettchen im Hause. — Nummer drei! — Das soll ein Leben werden! Mit dem Takt wird's wohl ein wenig hapern — ja, ja, — Kennimus nos! Jugend hat keine Tugend, das heißt: keinen Tackt; und nun obendrein ein Frauenzimmer! Aber der Baß weiß sein Quartettchen schon in Ordnung zu halten. Rimm! Romm! Rumm! Er macht mit dem Notenpulte die Pantomime des Baßspielens. Nummer vier! — Wollen sie schon in Zucht nehmen! Auf den Baß kommt doch eigentlich alles an, Alles, mein Daniel!

Zweiter Auftritt.

Hofrath Wunder. Daniel.

Hofrath,

der bei den letztern Worten schnell hereingetreten: er hat eine dicke Partitur und einige Notenblätter in der Hand.

Auf den Baß? wie? — Hm! Gewissermaßen, ja! Wenn jemand den Baß das moralische Princip in der Musik nennen wollte, man würde darüber lächeln, aber es läge etwas in der Sache. Wie? — Eins, zwei, drei, vier — Noch ein Notenpult, Daniel! — Daniel, ich habe die halbe Nacht geschrie-

den; ich habe da einige Stücke aus meiner Oper als Quartett oder Quintett arrangirt — ist zwar sonst meine Sache nicht! — hier sind die Stimmen. Daniel, es ist heut ein wichtiger Tag für uns. Wie? Er schlägt ein Notenblatt auf, und brummt einige Stellen daraus. Ich möchte doch diese Stelle erst einmal probiren — Daniel, gehe er zu meiner Schwester, ich lasse bitten, nur auf einen Augenblick herüber zu kommen, dringend bitten.

Daniel.

Bitten — Sehr wohl! Auch die Mamsell Cäcilie etwa?

Hofrath.

Nein, nein! Noch nicht. Das fällt ihr hernach plötzlich, unerwartet, vom Himmel auf das Notenpult, und wenn sie mir das so vom Blatte wegspielt — — Na, worauf wartet er noch? Allons, fort, marsch, Quickmarsch, zwei Achteltackt, presto, prestissimo! Ich habe heut keine Zeit zu verlieren.

Daniel.

Zeit zu verlieren — Sehr wohl!

Ab.

Der Hofrath dreht ihn um, und schiebt ihn nach der Thüre. Indem tritt Adam herein.

Dritter Auftritt.

Commerzienrath Adam. Hofrath.

Adam,

trägt einen Mops auf dem Arm.

Ei, guten Morgen, Herr Bruder! Wohin denn schon so früh mit dem Fuhrwerk?

Hofrath.

Bloß ein kleines Speditionsgeschäft, Herr Bruder. Guten Morgen! Die Menschen bringen mich hier um mit ihrer Langsamkeit.

Adam.

Wer ist denn die drollige Figur eigentlich? Dein Haushofmeister, Kammerdiener, oder — —

Hofrath.

Haushofmeister, Kammerdiener, Musikdirektor — was du willst! Vor allen Dingen ein tüchtiger Esel; sonst aber ein kapitaler Kerl, treu wie Gold, und im höchsten Grade passionirt für die Musik. Wenn er erst einmal hinter seinem Basse in die Begeistrung

kommt, so hält's schwer, ihn wieder zum Schweigen zu bringen. Er hört nicht gern eher auf, als bis er seine letzte Note über die Klinge hat springen lassen. — Aber wie hast du geschlafen unter meinem Dache? Ich heiße dich noch einmal von ganzem Herzen willkommen. Wie? — alter Freund, ich muß dir sagen, ich freue mich wie ein Kind über den großen Pfefferkuchenmann am Weihnachtsabend, wenn ich dich so wieder vor mir stehen sehe — —

Adam.

Sehr verbunden für den Vergleich!

Hofrath.

Frisch, munter, glatt, die Glieder alle beisammen, und wenn ich einige Hühnerpfötchen da an den Augen, und die Nase ausnehme, die freilich mit einiger Ausgelassenheit die Schamröthe affektirt, so ist's ganz noch das alte Gesicht, wie vor zehn Jahren. An dem haben weder Kummer, noch Sorgen, noch Leidenschaft ihr Intaglio versucht. Du bist ein glücklicher Mensch; das zeigt sich dem ersten Blick. Ich brauche gar nicht weiter danach zu fragen. Das ist abgemacht. Wie?

Adam.

Mit nichten, wie du meinst, Herr Bruder!

Hofrath.

Abgemacht, Herr Bruder, rein abgemacht, sage ich dir.

Adam.

Und ich sage dir: nein! — mit deiner Erlaubniß. Ich habe meinen Kummer und Sorgen so gut wie andre Leute.

Hofrath.

Zum Beispiel, wenn die Köchin die Kramsvögel hat verbrennen lassen.

Adam.

Ist auch verdrießlich! Aber was sagst du denn dazu, wenn man vielleicht ein Gedicht macht, und zu dem göttlichsten Gedanken den Reim tagelang vergebens suchen muß? Oder man hat etwas drucken lassen, und wird von einem boshaften Recensenten auf eine huronische Weise maltraitirt? — Doch der Kummer, der mich jetzt in diesem Augenblicke drückt, ach! er ist wahrlich nur zu ernstlich. Hör' mich an! — Du sollst mir rathen. Du weißt, daß ich den Sohn meines verstorbenen Stiefbruders zu mir nahm, und in meinem Hause erzog. Er sollte einmal mein einziger Erbe seyn.

Hofrath.

Weiß ich alles! Si vòlti subito! Nur weiter!

Adam.

Das weißt du aber nicht, daß ich den Jungen liebte, wie meinen eignen Sohn, daß ich mein ganzes Herz an ihn gehangen hatte — ich brauche nun einmal etwas, das ich lieb haben kann; etwas lieb haben ist das Athemholen meines Herzens! —

Hofrath.

Gut gesagt, alte Seele!

Adam.

Nun, siehst du, er war im Begriff von der Universität abzugehn; ich hatte ihm ein Mädchen ausgesucht, jung, schön, geistreich, und eine Dichterin obendrein; er sollte mir nun die angenehme Schwiegertochter ins Haus führen: da schrieb er mir ganz trocken bloß, er wolle lieber barfuß durch die Wüste Sahara und Kobt wandern, als eine Dichterin zur Frau nehmen.

Hofrath.

Das war klug von ihm!

Adam.

Nein, Pestilenz! — Mit deiner Erlaubniß — Nein, es war dumm, es war abscheulich von ihm, daß er mir nichts weiter schrieb als das! Mir, seinem alten, treuen Freunde, sollte und mußte er nicht

verschweigen, daß er schon ein andres Mädchen liebte, wie ich das nachher erfahren. — Und was sagst du dazu? Wenige Tage, nachdem er mir jenen Brief geschrieben, verläßt er heimlich die Universität, und seitdem ist er verschwunden, verschollen; ich weiß nicht einmal, ob er noch lebt. Kurz, ich bin ein sehr unglücklicher Mann! All' meinen Waizen hab' ich in den Fluß gesät; all' meine Liebe an einen leichtherzigen, undankbaren Menschen verschwendet. Du aber, Herr Bruder, bist der Glückliche von uns beiden, denn deine liebenswürdige Nichte bringt dir gewiß nur Freude und Segen ins Haus.

Hofrath.

Ainsi soit-il! Also mein Cäcilchen gefällt dir? Wie? — Ich habe dir noch nicht gedankt, daß du mir zu Liebe den bedeutenden Umweg gemacht, um sie aus ihrer Pension abzuholen, und mir unter deinem Schutze mitzubringen. — Das Mädchen gefällt dir also? Wie?

Adam.

Von Gefallen ist hier die Rede nicht: das Mädchen ist ein Engel!

Hofrath.

Nun, ich laß es gelten, und verbitte mir für die Zukunft bloß die Flügel.

Adam.

Die schönsten Hände, die ich je gesehen habe!

Hofrath, lachend.

Commerzienrath Apollo, du bist noch der Alte! — Und was wirst du erst sagen, wenn das Mädchen vor dir steht, und mit den schönen Händen Violine spielt?

Adam.

Was? Violine spielt?

Hofrath.

Ja, mein altes Zuckerchen, sie hat mir in der Pension die Violine lernen müssen. Ich will nun einmal das Quartettchen gleich im Hause haben.

Adam.

Hm! Violine! das gefällt mir nicht. Hat keinen rechten Anstand. Meine Frau darf nicht Violine spielen.

Hofrath.

Habe nichts dawider. Meine Nichte aber spielt sie nun einmal, und meine Frau auch. Wie? Für mich giebt es keinen pikantern Anblick, als ein hübsches Mädchen, das Violine spielt.

Adam.

Pikant? Ja. Ungefähr in der Art, wie eine

geschiedene Frau für die meisten Männer etwas Pikantes hat.

Hofrath.

Possen! — du sollst das Mädchen heut noch hören. Ich habe für dich ein Quartettchen arrangirt. Und was werden wir dir vortragen? Wie? — Er holt die Partitur vom Tisch, und schlägt sie auf. Da, da! Was ist das? Wie?

Adam, lesend.

Der Liebhaber nach dem Tode, Oper — — Ei, was, Herr Bruder! Das ist ja unsere Oper, meine Oper!

Hofrath.

Der Liebhaber nach dem Tode, Oper in drei Akten, von Adam, in Musik gesetzt von E. A. Wunder!

Adam.

Wirklich fertig?

Hofrath.

Fix und fertig! Mit Degen und Haarbeutel! Ja, was noch mehr ist, schon vor geraumer Zeit an das Theater in der Residenz gesendet, und von demselben zur Aufführung angenommen.

Adam.

Nun endlich, endlich! Liebes Weiberchen, du

machst mir eine große Freude. Und aufgeführt soll sie werden? So wirklich, was man sagt, aufgeführt, auf der Bühne, auf dem großen Theater?

Hofrath.

Wie mir mein Correspondent aus der Residenz schon vor vier Wochen schrieb, wurde sie einstudirt, und ich erwarte nun posttäglich die Nachricht von ihrer Aufführung.

Adam.

Und unsere Namen werden auf dem Komödienzettel stehen?

Hofrath.

Allerdings.

Adam.

Ei, du Himmelchen, du Himmelchen! wer hätte das gedacht! Ich will dir's nur gestehen, mein Schatz: nächst dem Verlangen, dich einmal wieder zu sehen, war diese Oper die Ursach meiner Reise hieher. Es sind nun beinah fünf Jahre, daß ich sie dir zugesendet habe!

Hofrath.

Nun, so bitte nur den Himmel, daß unser Werk die erste Aufführung glücklich übersteht, und daß ihm dann die Recensenten gnädig seyn mögen!

Adam.

Ach, Gott, ja, die Recensenten! das sind Kannibalen!

Vierter Auftritt.

Franziska. Die Vorigen.

Hofrath.

Nun, da kommt jemand, der uns mit bitten hilft. Denn im Fall unsere Oper nicht mißfällt, habe ich ihr eine Reise nach der Residenz versprochen.

Adam,
ihr die Hand küssend.

Ich lege Ihnen meinen guten Morgen zu Füßen, meine theure Freundin.

Franziska.

Guten Morgen, lieber Commerzienrath! Ich würde sehr glücklich seyn, wenn Sie die erste Nacht in unserm Hause recht sanft geschlummert hätten.

Hofrath.

O, er hat so sanft geschlummert, daß ich ihn

durch zwei Thüren durch habe schnarchen hören. Wie?

Adam.

Ah pfui doch! — Gewiß würde ich göttlich geschlafen haben, wenn nicht die Freude des Wiedersehns noch in meinen Nerven oscilirt hätte. Ich trank zwar noch zwei Gläser Wasser — ein Glas Wasser vor Schlafengehn darf ich Ihnen überhaupt als ein treffliches Mittel empfehlen — —

Hofrath.

hat indeß seiner Schwester einen Stuhl geholt, und schiebt jetzt einen zweiten dem Commerzienrath in die Kniekehlen, so daß er gezwungen ist, sich zu setzen.

Vergiß deine Rede nicht! Schwester Franzel liebt nicht so lange zu stehen, und die Geschichte mit dem Wasser könnte am Ende ins Weite führen. Wie? In den Ocean, zum Beispiel, oder gar in die Poesie.

Franziska.

Du bist ein ungezogner Mensch, mon frère!

Hofrath.

Wir sprachen eben von unserer Oper, Franzel. Ich habe da einige Stücke daraus — —

Franziska.

Ach, so erlauben Sie mir, lieber Commerzienrath,

Ihnen zu dieser Arbeit von ganzem Herzen Glück zu wünschen.

Hofrath.

Ich habe da einige Stücke daraus — —

Adam.

Sie sind allzugütig, meine theure Freundin. Wenn sie Ihnen gefallen hat —

Hofrath.

Ich habe da einige Stücke daraus — —

Franziska.

Ich habe sie durchaus mit großem Vergnügen gelesen, und vieles hat mich wahrhaft entzückt.

Hofrath.

Ich ließ dich deßhalb bitten, herüber zu kommen, denn ich habe einige Stücke daraus — —

Adam.

Meine verehrte, gütige Freundin, Ihr Lob ist mir vor allem werth und theuer — —

Hofrath.

Aber zum Henker, ich — —

Adam.

Ja, weil wir eben von der Oper sprechen, Herr

Brudek, da ist mir eingefallen, ich wünschte doch nicht, daß mein rechter Name auf dem Komödienzettel stünde.

Hofrath.

Warum nicht? Was? Kanonenfieber! Wie?

Adam.

Nein, siehst du, ich habe einiges unter dem Namen Angelo Mauro drucken lassen, und darf mir schmeicheln, daß dieser Name der Welt nicht ganz unbekannt geblieben sey —

Hofrath.

Angelo Mauro! Mohrenengel! Gott bewahre!

Franziska.

Angelo Mauro! Ist's möglich? das sind Sie? So war das zarte Gedicht neulich in der Abendzeitung von Ihnen? Angelo Mauro! Ach, wem wäre der Name nicht bekannt und werth!

Hofrath.

O, rührendes Sicherkennen schöner Seelen! Hier, theurer Angelo, sitzt vor dir die gleichfalls pseudonyme und berühmte Dichterin, die unter dem Namen Fiona in Zeitungen und Taschenbüchern spuken geht.

Adam.

Fiona? Wie? Fiona! welche Ueberraschung! die

edle Sängerin, die ich so lange schon bewundert und verehrt — —

Hofrath.

Sitzt hier verkörpert als Schwester Franzel vor dir. Richtig!

Adam.

Ach, könnte ich Ihnen doch sagen, wie mich erst kürzlich noch das treffliche Gedicht erquickt hat —

Hofrath.

Bon! Ihr seyd nun auf dem rechten Wege. Das Ziergärtlein der anmuthigsten Unterhaltung liegt geöffnet vor Euch; allein — —

Adam.

Wie heißt das schöne Gedicht doch — —

Hofrath.

Allein für jetzt, meine verehrten Kinder, schließ' ich Euch das Gärtlein noch vor der Nase zu.

Adam.

Das schöne Gedicht im Taschenbuch der Lieb' und Freundschaft — —

Franziska.

Sie sind zu gütig — doch vermuthlich meinen Sie die Sestinen — es war nur ein Versuch — —

Hofrath,

schiebt schnell einen Stuhl zwischen beide, und setzt sich darauf.

Halt! Thüre zu! Schlagbaum vor! Alles das ein andermal! Ich habe heut keine Zeit zu verlieren. Franzel, ich habe da einige Stücke aus unsrer Oper vierstimmig arrangirt, und ließ dich herüber bitten, um vorher noch den einen Satz ganz flüchtig durchzuspielen; — er hat einige Schwierigkeiten im Takt. Wie? Ich muß dich daher ersuchen, alter Freund, dich nur auf zehn Minuten dort in mein Arbeitszimmer zu verfügen.

Adam.

Wie denn? Was denn? ich soll —

Hofrath,

ihn vom Stuhl aufhebend.

Aufstehn, gehen, dort hineingehn in mein Kabinet, aber nicht böse seyn, Herzensseele, — Noth kennt kein Gebot! In zehn Minuten bist du wieder hier.

Adam.

Nun, Sie sehen wohl, theure Freundin, man muß dem Dschingiskan schon gehorchen. Nachher aber werden Sie mir erlauben — —

Hofrath.

Nachher ist alles erlaubt, Alles. Um indeß in

der Begeistrung zu bleiben: du wirst auf meinem Schreibtisch ein Bändchen Gedichte und Erzählungen von meiner Schwester finden, unter dem Titel: Gänseblümchen, na, oder Wiesenblümchen — sie hat mir es voriges Jahr zum Geburtstag geschenkt — blau Maroquin mit goldnem Schnitt — die Blätter werden noch ein wenig zusammenkleben —

Er hat jenen während der letzten Worte unter den Arm gefaßt, und nach der Seitenthür geführt.

Adam.

Ach, da steht gewiß die rührende Erzählung darin — —

Hofrath.

Ungemein rührend, Herr Bruder! und wenn du sie schon gelesen hast, wirst du sie mit Vergnügen noch einmal lesen.

Er schiebt ihn zur Thür hinein, und macht sie zu.

Daniel! Daniel!

Fünfter Auftritt.

Franziska. Hofrath. Daniel.

Franziska.

Das muß man gestehn, Herr Bruder, du hast eine Manier mit deinen Freunden umzugehen —

Hofrath.

Sey nicht böse, mein Franzelchen! du bist eine vortreffliche Dichterin, aber ein noch weit vortrefflicheres Frauenzimmer, das ich von ganzem Herzen liebe, und für die alte Seele, die ich da ins Kabinet gesperrt habe, lass' ich Hals und Kragen; bei der Unterhaltung aber konnte ich euch nicht lassen! Das war die Ochsenhaut der Dido, aus der Ihr mir viel tausend Ellen Riemchen geschnitten hättet: der ganze Vormittag wäre mir verloren gewesen! Und ich habe heut keine Minute zu verlieren. — He, Daniel! Daniel!

Daniel tritt ein.

Zu Franziska: Wenn du wüßtest, was für ein entscheidender Tag für mich ist, — Daniel, geschwind die Pulte herbei — Violine, Bratsche, Cello! — Wenn du wüßtest, wie sich Furcht und Hoffnung

gleich dem Satz und Gegensatz einer Fuge, in mir herumstreiten —

Franziska.

Du machst mich sehr neugierig!

Der Hofrath holt sich eine Violine. Daniel, nachdem er die Notenpulte, eins vor Franziska, aufgestellt, nimmt die Bratsche, nimmt sie, und überreicht sie Franziska; der Hofrath nimmt die Notenblätter vom Tisch, und legt die Stimmen auf. Das Gespräch geht während dessen weiter.

Hofrath.

Du sollst alles noch heut erfahren. Du weißt, ich unternehme nichts, ohne deinen klugen Rath zu hören. Wie?

Franziska.

Ja, um in der Regel nachher das Gegentheil zu thun.

Hofrath.

Was? ich armer Wurm, der sich von dir um den Finger wickeln läßt? — G! G! Daniel! das G ist zu tief! — Bin ich nicht ein Muster von Nachgiebigkeit, Gefälligkeit, Demuth, Gelassenheit, Geduld, kurz, ein wahres Paternosterwerk von lauter Ehestandstugenden? Wie?

Daniel.

Soll ich Cello oder Baß?

Hofrath.

Cello, Cello, vor der Hand!

Daniel.

Cello vor der Hand — sehr wohl!

Hofrath.

Franzel, ich sage dir, Franzel, du würdest deine Freude daran haben, mich als Ehemann zu sehen!

Franziska.

Nun, an mir und meinem Rathe hat es nicht gelegen, daß ich diese Freude nicht schon längst gehabt habe.

Hofrath.

Franzel, wir sind beide noch jung; wir können noch viel erleben. Das Gute kommt nie zu spät. Wie? Franzel, wie wär' es denn — Doch halt! basta! Silentium! Alles das hernach! Fangen wir an! Fangen wir an! Er stellt sich an sein Pult. Nummer zwei, wenn es dir gefällig ist, allegro spirituoso, B dur! — Nein, halt! basta! Lassen wir's gut seyn! Es wird sich alles finden. Ich kann jetzt nicht probiren: ich habe keine Ruhe; ich stehe mit den Füßen in einem Ameishaufen. Zu Daniel, der noch immer streichfertig harrend dasitzt. Es ist gut! Wir spielen jetzt nicht. Daniel hört nicht; der Hofrath läuft hin, und nimmt

ihm den Bogen aus der Hand. Nicht spielen jetzt, theurer Jüngling! Geliebter Kabinet! Nicht spielen! — Ja, liebes Franzelchen, da wir einmal darauf gekommen sind, so sollst du mein Geheimniß auf der Stelle erfahren. Es läßt mir keine Ruhe mehr; es muß heraus.

Daniel.

Heraus. So wollen also der Herr Hofrath jetzunder nicht — —

Hofrath.

Wollen nicht! nein! jetzunder nicht! Ich habe jetzt mit meiner Schwester zu sprechen.

Daniel.

Sprechen. Sehr wohl! —

Er nimmt Franziska die Bratsche ab, und stellt die Pulte weg. Der Hofrath geht hastig hin und her. An der Thüre kehrt Daniel wieder um.

Befehlen der Herr Hofrath, daß ich draußen warten soll?

Hofrath.

Nein, nein, guter Beliall! Nicht warten! Zum Teufel gehn! Wie?

Daniel.

Zum Teufel gehn — wie — sehr wohl!

Er geht ab.

Sechster Auftritt.

Franziska. Der Hofrath.

Hofrath,

bleibt nach einer Weile plötzlich vor ihr stehen.

Franzel, hör' mich an! Merk' wohl auf!

Franziska.

Nun, ich bin ganz Ohr und Erwartung.

Hofrath,

sieht ihr ein paar Secunden ganz nahe ins Gesicht, läuft dann wieder einige Schritte hin und her, endlich:

Franzel, — ich werde heirathen!

Franziska.

Heirathen! Ei, ei! Das ist ja ganz etwas Neues!

Hofrath.

Ach was! Heirathen ist eine alte Gewohnheit.

Franziska.

Aber dein Entschluß dazu ist doch sehr jung.

Hofrath.

Keineswegs. Ist gleichfalls eine alte Sache, ein abgelegener Wein. Den hab' ich schon lange im Keller.

Franziska, lächelnd.

Es kommt mir doch vor, als wäre noch einige Säure zu spüren.

Hofrath.

Du bist nur noch nüchtern, mein Kind. Wie? Ich hoffe, meiner künftigen Frau soll er besser munden.

Franziska.

Nun, wer ist denn aber die Auserwählte!

Hofrath.

Franzel, gesteh' es nur aufrichtig, dir graut vor der neuen Frau im Hause. Wie? — Siehst du, auch darauf hab' ich bei meiner Wahl Rücksicht genommen, so daß in unserm alten Verhältnisse durch die neue Frau gar nichts geändert wird. Wie? Nun erräthst du doch — —

Franziska.

Keine Sylbe! Oder, — oder hättest du etwa deine Augen auf unsere hübsche Nachbarin, das Fräulein Heidekraut geworfen?

Hofrath.

Du meinst, weil sie dumm ist? Oh, eine dumme hat ihre Mucken so gut, als eine andere, und der Himmel bewahre jeden Mann vor einer dummen

Frau! Mag er sich sträuben, wie er will, er wird am Ende selbst mit dumm.

Franziska.

Oder hat vielleicht die verwittwete Legationsräthin, mit der du dich neulich so lange unterhieltest — —

Hofrath.

Pah, die pretiöse Närrin! Wo denkst du hin! Erst Habergrützsränkchen, nun spanische Fliegen!

Franziska.

Oder, ja, da fällt mir's ein — —

Hofrath.

Ich bitte dich, behalte deine Oders in der Tasche! du stellst dich wieder einmal einfältig, Kind, bloß um mich zu quälen. Du weißt recht gut, daß hier von niemand die Rede seyn kann, als von — als — als von, — zum Henker! als von — Cäcilien!

Franziska.

Von Cäcilien? Von unsrer Nichte?

Hofrath.

Mein Himmel, schrei' doch nur nicht so!

Franziska.

Cäcilie! Ei, Cäcilie!

Hofrath.

Cäcilie! Sie thut, als hörte sie den Namen zum erstenmal in ihrem Leben.

Franziska.

Cäcilie! das Kind!

Hofrath.

Ihr Weiber habt eine eigne Art zu rechnen, sobald ihr über die Dreißig hinaus seyd. Ein Kind von achtzehn Jahren, dächt' ich, wäre alt genug zum Heirathen.

Franziska.

Wenigstens wenn ihr am Alter noch etwas fehlen sollte, so kannst du aushelfen, lieber Bruder.

Hofrath.

Bon! Sey du nur immer witzig auf meine Kosten! Ich greife allenfalls im Baß die Dominante dazu; denn im Vertrauen gesagt, ich komme mir manchmal selbst etwas spaßhaft vor als Ehemann; allein es bleibt doch bei meinem Entschluß. Ich habe ihn Jahre lang gehegt und gepflegt. Franzel, warum hätte ich dir denn so lange zugesetzt, bis du endlich mir zu Liebe die Bratsche spielen lerntest? Warum hätte mir denn die Cäcilie in der Pension die Violine lernen müssen? Wie? — Mein Quartettchen will ich

im Hause haben, in der Familie! Fränzel, denke dir doch die Wonne, wenn wir nun den alten Schulmeister drüben aus Staarbrien nicht mehr brauchen, und uns alle Abend, ja zu jeder Stunde des Tages unser Quartettchen im Hause blüht!

Franziska.

Recht schön! Aber weißt du denn, ob Cäcilie auch Lust hat — —

Hofrath.

Ob sie Lust hat, die erste Violine zu spielen?

Franziska, lachend.

Nun ja! das heißt, ob sie auch Lust hat, dich zu heirathen?

Hofrath.

Ja so! Warum nicht? Cäcilie ist ein gutes Kind; sie hat mich lieb, das weiß ich, und bei mir soll sie den Himmel auf Erden haben.

Franziska.

Lieber Bruder, ein Mädchen von 18 Jahren meublirt ihren Himmel mit gar besonderm Hausgeräth. Hast du sie denn schon gefragt?

Hofrath.

Gefragt? Nein. — Cäcilie ist ein gutes liebens-

würdiges Mädchen, das jeden Mann glücklich machen würde, mir kann das aber noch alles nichts helfen, sobald sie nicht auch einer ersten Violine mit Ehren vorzustehen weiß. Ob sie das nun vermag, werden wir diesen Morgen noch hören. Besteht sie im Examen, so biete ich ihr ohne weitres meine Hand. Franzel, das Mädchen müßte gar keinen Sinn für Musik haben, wenn sie nicht einwilligte! Ich bin auch wohl trotz meiner 50 Jahre noch ein ganz leidlicher Kerl? Wie? — Die Aussicht, eine reiche Frau zu werden, thut nebenher auch noch das ihrige, und wenn du nun auch bei der Sache noch das deinige thust — lache nicht! Franzel, auf dich kommt hier viel an! Sehr viel! Das weiß ich wohl! — Nun, kurz! morgen ist mein Geburtstag — wir werden einige Gäste haben, — bei Tische Tafelmusik, nach Tische Concert — Große Symphonie von Beethoven, C moll, — ja, da fällt mir eben ein: mir ist ein köstlicher ostindischer Shawl angeboten worden, ich habe ihn für dich gekauft; ich schicke jetzt gleich nach der Stadt, dann hast du ihn heut Abend, und kannst morgen damit erscheinen; — ich muß jetzt fort; du weißt jetzt alles — mir ist ein Stein vom Herzen — ja, das wollt' ich noch sagen, — morgen bei Tische, wenn die Musik und der Champagner die Gäste in einige Begeisterung gesetzt haben, stehe ich auf und

mache meine Verlobung bekannt; die Gläser klingen, Trompeten und Pauken fallen ein, es wird ein göttlicher Spektakel, und ich habe eine Frau und mein Quartettchen im Hause! — Nun, Adieu, Franzel, ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren — ich wollte, ich hätte sechs Hände! — Er läuft einige Schritte nach der Thür, und kehrt wieder um. Adieu, Franzel! Gott wohl, Franzel! Gott behüt' dich, Franzel! Er wiederholt die vorige Bewegung. Franzel, forsche doch in des Cäcilien ein wenig aus, — bereite sie vor — etcätera! Wie? du verstehst mich? — Wieder wie vorher. Franzel, du bist das vortrefflichste Frauenzimmer, das ich je gekannt, und wenn mich der liebe Gott nicht zu deinem Bruder gemacht hätte, so heirathete ich dich und keine andere! Wie? Er läuft zur Thür hinaus. Adieu! ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren!

Siebenter Auftritt.

Franziska, allein.

Hinter sich herlachend. Es gehört doch unter die sehr possirlichen Dinge in der Welt, wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heirathen will! Diese inn're Schaam und Verlegenheit — diese Scheu, den Namen

würdiges Mädchen, das jeden Mann glücklich machen würde, mir kann das aber noch alles nichts helfen, sobald sie nicht auch einer ersten Violine mit Ehren vorzustehen weiß. Ob sie das nun vermag, werden wir diesen Morgen noch hören. Besteht sie im Examen, so biete ich ihr ohne weitres meine Hand. Franzel, das Mädchen müßte gar keinen Sinn für Musik haben, wenn sie nicht einwilligte! Ich bin auch wohl trotz meiner 50 Jahre noch ein ganz leidlicher Kerl? Wie? — Die Aussicht, eine reiche Frau zu werden, thut nebenher auch noch das ihrige, und wenn du nun auch bei der Sache noch das deinige thust — lache nicht! Franzel, auf dich kommt hier viel an! Sehr viel! Das weiß ich wohl! — Nun, kurz! morgen ist mein Geburtstag — wir werden einige Gäste haben, — bei Tische Tafelmusik, nach Tische Concert — Große Symphonie von Beethoven, C moll, — ja, da fällt mir eben ein: mir ist ein köstlicher ostindischer Shawl angeboten worden, ich habe ihn für dich gekauft; ich schicke jetzt gleich nach der Stadt, dann hast du ihn heut Abend, und kannst morgen damit erscheinen; — ich muß jetzt fort; du weißt jetzt alles — mir ist ein Stein vom Herzen — ja, das wollt' ich noch sagen, — morgen bei Tische, wenn die Musik und der Champagner die Gäste in einige Begeisterung gesetzt haben, stehe ich auf und

mache meine Verlobung bekannt; die Gläser klingen, Trompeten und Pauken fallen ein, es wird ein göttlicher Spektakel, und ich habe eine Frau und mein Quartettchen im Hause! — Nun, Adieu, Franzel, ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren — ich wollte, ich hätte sechs Hände! — Er läuft einige Schritte nach der Thür, und kehrt wieder um. Adieu, Franzel! Leb wohl, Franzel! Gott behüt' dich, Franzel! Er wiederholt die vorige Bewegung. Franzel, forsche doch in des Cäcilien ein wenig aus, — bereite sie vor — etcätera! Wie? du verstehst mich? — Wieder wie vorher. Franzel, du bist das vortrefflichste Frauenzimmer, das ich je gekannt, und wenn mich der liebe Gott nicht zu deinem Bruder gemacht hätte, so heirathete ich dich und keine andere! Wie? Er läuft zur Thür hinaus. Adieu! ich habe keinen Augenblick mehr zu verlieren!

Siebenter Auftritt.

Franziska, allein.

Hinter sich lachend. Es gehört doch unter die sehr possirlichen Dinge in der Welt, wenn ein alter Mann ein junges Mädchen heirathen will! Diese inn're Scham und Verlegenheit — diese Scheu, den Namen

des Mädchens auszusprechen und zu hören — und wie er mich sogar bestechen wollte. Kann aber nichts werden, Herr Bruder! Ich habe seit 15 Jahren hier das Hausregiment geführt, es wird wohl am besten seyn, wenn alles hübsch in der alten Ordnung bleibt. — Aber jetzt vor allen Dingen muß ich wohl den armen Commerzienrath erlösen. Am Ende ist er wohl gar über meinen Gedichten eingeschlafen. Sie öffnet die Thür des Kabinets. Er steht am Fenster, er hat ein Buch in der Hand und scheint in tiefen Gedanken. — Lieber Commerzienrath, unser Dschingiskan hat das Feld geräumt. — Sie dürfen nun wieder herauskommen. Kommen Sie!

Achter Auftritt.

Adam. Franziska.

Adam kommt hastig aus dem Kabinet. Er scheint unruhig und zerstreut. Franziska setzt sich; er setzt sich ihr gegenüber.

Franziska.

Nun, nicht wahr, Sie hatten wohl mein Büchlein schon früher?

Adam.

Zu Befehl! — Wie sagten Sie? — ob ich sie

schon früher gekannt? Nein, erst auf dieser Reise hab' ich — —

Franziska.

Ah, Sie meinen die Erzählung? Sie haben sie also auf der Reise gelesen? Wie gefällt sie Ihnen?

Adam.

Ach, nur zu gut, meine theure Freundin, um sie jemals wieder vergessen zu können!

Franziska.

Sehr schmeichelhaft für mich!

Adam.

Ja, so gut, so gut — nun, es muß doch einmal heraus! — so gut, daß ich — daß ich sie heirathen will.

Franziska.

Was denn? Meine Erzählung?

Adam.

Ach nein, — Cäcilien! — mit Ihrer Erlaubniß.

Franziska.

Ach! so! Cäcilie! Für sich. Nummer zwei — das ist lustig! — — Laut. Nun, ich will es Ihnen gern erlauben; aber haben Sie diese Erlaubniß schon von ihr, haben Sie schon mit ihr gesprochen?

Adam.

Nein, noch nicht. Ich meinte eben — —

Franziska.

Ich meine vor allen Dingen, daß zum Heirathen zwei Personen gehören, und bitte Sie, diese wichtige Wahrheit wohl zu erwägen!

Adam.

Du lieber Himmel, ich bin ja von dieser Wahrheit ganz durchdrungen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, wie Sie sehen.

Franziska.

Und haben Sie denn wirklich die Hoffnung, daß Cäcilie ja sagen wird?

Adam.

Ich will es nicht läugnen, ich wage es, einige in aller Bescheidenheit, doch ziemlich grüne, bei mir zu hegen.

Franziska.

Und worauf gründet sich diese ziemlich grüne?

Adam.

Nun erstens doch wohl auf das ansehnliche Vermögen, das ich Cäcilien bieten kann.

Franziska.

Gut, das ist etwas, und wenn Cäcilie nur sechs Jahr älter wäre, würde es sogar viel seyn. Nun aber zweitens?

Adam.

Zweitens, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, gründet sich meine Hoffnung ein wenig auf mich selber. Ich meine, wenn man mich erst näher kennen lernt, ich bin so übel nicht, und wenn Cäcilie sieht, wie lieb ich jemand haben kann, nun so denke ich, es wird ihr nicht schwer fallen, mich auch ein wenig lieb zu haben, ja ich denke sogar, — und das ist mein dritter Grund, — ich denke sogar, sie hat mich schon ein wenig lieb.

Franziska.

Ei, wirklich? Denken Sie das? Und worauf, muß ich abermals fragen, gründet sich dieser Gedanke?

Adam.

Verehrter Herr Kriminalrath, wenn sich nur das Alles so sagen und beschreiben ließe! Wenn ich diese Freundlichkeit, dieses Lächeln, diese Güte, diese Sorge für mich nur gleich in Steindruck hier mit beilegen könnte! Theure Freundin, hat sie nicht meinen alten Mops, das arme Vieh, den ganzen Weg über auf ihrem Schooße gehabt?

Franziska.

Viel Freundschaft für Sie, oder für den Mops!

Adam.

Hat sie sich nicht alle Morgen an ihrem Schlafe abgebärdt, um mir den Kaffee selbst zu bereiten? denn ich und mein Johann, wir hatten die Kaffeemaschiene vergessen. Ach, es war überhaupt an nichts gedacht auf dieser Reise! Nicht das geringste von Lebensmitteln und Erfrischungen hatte ich mitgenommen. In den Dorfschänken unterwegs war nichts zu haben, oder ich konnte vor Ekel nichts genießen, und ich ward am Ende vor Hunger ganz hinfällig — sehen Sie, da holt das gute Kind einen herrlichen Kuchen hervor, den ihr eine Freundin auf die Reise mitgegeben — es war ein sublimer Kuchen und mein Hunger überschwenglich — ich kann ihren Bitten nicht widerstehen, ich lange zu; sie erzählt mir indeß etwas; ich sehe ihr in die schönen Augen, auf den freundlichen Mund, ich horche auf den Wohllaut ihrer Stimme, und esse; mein ganzes Wesen ist bloß Auge, Ohr und Zunge; ich bin in hoher Begeisterung! — endlich fällt ein Blick zufällig auf die Kuchenschachtel: — sie ist leer! — theure Freundin, ich habe den ganzen Kuchen aufgespeist! — Auch nicht ein Stückchen hat das arme Kind davon genossen!

Franziska.

Brav! Sie konnten ihr die Begeisterung für sie nicht augenscheinlicher beweisen. Was thaten Sie aber nun?

Adam.

Nun, ich schämte mich entsetzlich; sie aber lachte von Herzen über meinen Appetit, und stäubte mir die Kuchenkrümelchen von der Rockklappe. — Ach, das Mädchen ist ein Engel! Und gewiß keine andere würde mich so glücklich machen, als grade sie. Freilich würde ich manche von meinen alten Gewohnheiten ablegen oder doch beschränken müssen als Ehemann — —

Franziska.

Ja, freilich, das würden Sie, mein Theurer.

Adam.

Das meinen Sie auch? Nicht wahr? Wenn man 50 Jahr ohne Frau gelebt hat — —

Franziska.

Funfzig Jahr ist eine hübsche Zeit, und neue Kleider sind unbequem. Allerdings!

Adam.

Cäcilie ist freilich sehr jung.

Franziska.

Sehr jung! sehr jung, mein Freund!

Adam.

Freilich, freilich! — Aber ich habe einmal den Entschluß gefaßt — mein undankbarer Pflegesohn — ja, sehn Sie, eigentlich ihm zum Trotz wollt' ich mich verheirathen.

Franziska.

Zum Trotz verheirathen? Theurer Freund, das heißt in die falsche Applikatur eingesetzt. Sie werfen mitten in der Passage um.

Adam.

Aber zu dem Trotz kam nun hinterdrein noch die Leidenschaft.

Franziska.

Ja so!

Adam.

Genug, ich bin fest entschlossen — ich lege mein Glück in Ihre Hände; — sprechen Sie mit ihr — oder, wollt' ich sagen, forschen Sie sie ein wenig aus — so ganz von weitem, mein' ich — —

Franziska.

O, mit Vergnügen — jetzt gleich!

Adam.

Jetzt gleich? — Oder, wissen Sie was? — nein, thun Sie es noch nicht — was meinen Sie? — ich dächte, morgen.

Franziska.

Morgen, morgen ist ein kleines Wort, und der Mensch spricht es gar leichtsinnig aus, und doch, was liegt nicht alles vielleicht in diesem Morgen? Wer weiß, lieber Commerzienrath — —

Adam.

Sie erschrecken mich! — Aber Sie haben Recht. Dieses Morgen, Morgen, um was hat es mich im Leben nicht schon gebracht! — Das alte Sprüchwort sagt: wenn der liebe Gott spricht: heute, so spricht der Teufel: morgen. — Nein, ich will — Sie sollen — heut noch — doch erlauben Sie mir, daß ich erst noch einen Spaziergang im Garten mache, und noch einmal alles überlege. Wenn man an der Schwelle einer solchen Entscheidung steht — —

Franziska.

Von der Leben oder Tod abhängt, mein Freund!

Adam.

Sie haben Recht, — gewissermaßen — Leben oder Tod — freilich, freilich! Leben oder Tod! —

Aber ich gehe jetzt. Wenn ich zurückkomme, steht mein Entschluß wie ein Felsen, mit Ihrer gütigen Erlaubniß — Leben oder Tod — freilich, freilich!

Er geht ab.

Franziska.

Der Himmel erleuchte Sie!

Neunter Auftritt.

Franziska. Dann Daniel.

Franziska.

Ha, ha, ha! Mein Herr Commerzienrath, mit Ihrer gütigen Erlaubniß, ich möchte Sie gern einen alten Narren nennen, wenn es der Anstand erlaubte. Aber daß Gott erbarm! zwei solche alte Heirathskandidaten auf einmal! Ich sehe nächstens noch den alten Daniel kommen, und mir seine Herzensnoth klagen. Gott bewahre! das Mädchen muß mir je eher je lieber wieder aus dem Hause, oder unter die Haube. — Aber das ist doch wahr, wenn heut zu Tage ein Mann Methusalems Alter erreichte, so würd' er doch nur ein achtzehnjähriges Mädchen hei-

rathen wollen! Daniel geht zur Thür herein. Nun, was giebts? Was will er, Daniel?

Daniel.

Daniel — Ich reite nur ein wenig rekognoscirten, ob die Luft rein ist.

Franziska.

Wie so? Was soll das heißen?

Daniel, lächelnd.

Heißen — I nun, ich wollte sehen, ob der Herr Hofrath sowohl, als der Herr Commerzienrath sich in erwünschter Absenz befänden.

Franziska.

Wer wünscht denn diese Absenz?

Daniel.

Absenz — Ja darüber kann ich so eigentlich und gründlich nicht berichten, da ich den fremden Menschen nicht kenne, der draußen steht.

Franziska.

Ein fremder Mensch? Was will er?

Daniel.

Will er — ja, deswegen komm' ich eben zweitens: er will mit Ihnen sprechen, aber bloß mit Ihnen.

Franziska.

Bloß mit mir? Was ist das für ein Mensch? Wie sieht er aus?

Daniel.

Aus — Nun, wie unsere jungen Leute meist heut zu Tage aussehen: wunderlich genug. Sonst aber ein feiner Mensch, ein höflicher Mensch, ein braver Mensch; nur scheint er kein recht gutes Gewissen zu haben: er ist ein wenig ängstlich, und fragt sehr viel, und vor dem Herrn Commerzienrath besonders hat er große Scheu.

Franziska.

Ha, fast errath' ich! — Führ' Er ihn geschwind herein!

Daniel.

Herein — Sehr wohl! — Ich werd' ein wenig auf der Sentinelle bleiben. — Da ist er schon.

Zehnter Auftritt.

Franziska. Ferdinand.

Ferdinand.

Verehrte Frau, vergeben Sie meine Zudringlichkeit! Dem Bedrängten erlaubt die Zeit nicht viele Worte; ich muß kurz und geradezu seyn. Ich bin Ihnen unbekannt — —

Franziska.

Das thut mir leid.

Ferdinand.

Sie aber sind mir keine Unbekannte. Ich kenne und schätze nicht allein die geistreiche Dichterin Fiona, ich kenne und verehre auch die edle, mütterliche Freundin eines Mädchens, das über mein Schicksal entschieden hat. Ich liebe Ihre Nichte Cäcilie.

Franziska.

Cäcilie! So? (Für sich. Da haben wir's! Nummer Drei!

Ferdinand.

Ich fühle, daß ich ohne sie nicht glücklich seyn, ja, daß ich ohne sie nicht leben kann.

Franziska.

Versteht sich!

Ferdinand.

Und komme jetzt hieher — —

Franziska.

Um sie zu heirathen.

Ferdinand.

Sie sprechen meinen höchsten Wunsch kürzer aus, als ich es gewagt haben würde.

Franziska.

Nun, das ist recht schön! So wäre ja die Sache ganz in der Kürze abgemacht. Nur einige große Kleinigkeiten würden etwa noch in Betracht kommen. So z. B. würden die Angehörigen der Erwählten doch vielleicht neugierig genug seyn, etwas weniges von Ihrem werthen Namen und übrigen Verhältnissen wissen zu wollen.

Ferdinand.

Vergebung! Damit hätte ich freilich anfangen sollen. Mein Name ist Ferdinand Walter, und ich

bin der Neffe und Pflegesohn des Commerzienraths Adam, der jetzt eben als Gast in Ihrem Hause ist.

Franziska.

Ach! das hab' ich bald errathen. Nun, Sie sind mir willkommen. Ich habe Gutes von Ihnen gehört. Ob Sie aber Ihrem Oheim sowohl, als meinem Bruder eben so willkommen seyn werden, das, aufrichtig gesagt, bezweifle ich fast.

Ferdinand.

So ist es also wirklich wahr? — Mein Onkel zürnt auf mich, und nicht mit Unrecht, doch mit Ihrer Vermittlung hoffe ich ihn zu versöhnen; allein was Sie mir eben von Ihrem Herrn Bruder sagen, das kann mir nur eine Bestätigung von dem seyn, was ich gehört, und was mich eigentlich hieher getrieben hat.

Franziska.

Nun, und was haben Sie denn gehört?

Ferdinand.

Daß Ihr Herr Bruder selbst Cäcilien zu seiner Frau bestimmt hat.

Franziska.

Haben Sie das wirklich!

Ferdinand.

Sie können denken — doch nein, Sie können es nicht denken, wie diese Nachricht mich zu Boden schlug! Ich hatte keinen ruhigen Augenblick mehr, und noch derselbe Tag fand mich auf dem Wege, um mein Urtheil aus Cäciliens eignem Munde zu hören. Ich vernahm, daß sie mit meinem Onkel abgereist, daß sie hieher gereist sey. Ohne mich zu besinnen, folgte ich ihr, und stehe nun vor Ihnen, Sie um Ihr Mitleid, Ihre Hülfe anzuflehen. Ich habe das unbeschränkteste Vertrauen zu Ihrem Herzen, wie zu Ihrem Verstande. Und wenn Ihnen auch mein Schicksal gleichgültig seyn könnte, so weiß ich doch, wie sehr Sie Ihre Nichte lieben, und daß Sie niemals in ihr Unglück willigen werden.

Franziska.

Ei, junger Herr, Sie glauben also, daß eine Verbindung mit meinem Bruder Cäcilien unglücklich machen würde?

Ferdinand.

An sich vielleicht nicht; allein da ich Cäciliens Gesinnung kenne — —

Franziska.

Das soll doch wohl heißen, da Sie von ihrer Gegenliebe überzeugt sind?

Ferdinand.

Ich darf wenigstens hoffen, ihr nicht gleichgültig zu seyn.

Franziska.

Bescheiden genug für heutzutage! — Nun, mein junger Freund, ich muß Ihnen sagen —

Daniel guckt zur Thür herein und ruft: „Es beliebt jemand die Treppe herauf zu kommen.“

Wir werden gestört. Gehen Sie indeß in dieses Zimmer. Es wird sich von Ihrer Angelegenheit weiter sprechen lassen. — Noch eins! Spielen Sie vielleicht Violine?

Ferdinand.

Ja.

Franziska.

Mit einiger Fertigkeit?

Ferdinand.

Ich glaube, ja.

Franziska.

Nun, das ist gut. Gehn Sie geschwind, und verhalten Sie sich still. Sie sollen bald wieder von mir hören.

Ferdinand geht ab.

Eilfter Auftritt.

Franziska. Cäcilie.

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, liebe Tante!

Franziska.

Nun, was willst du?

Cäcilie.

Was soll ich nun anfangen? Wenn Sie mir jetzt nicht rathen und helfen — —

Franziska.

Schon wieder rathen und helfen! — Du willst doch nicht auch etwa heirathen?

Cäcilie.

Heirathen? Liebe Tante, wie kommen Sie jetzt darauf?

Franziska.

Ja, es ist eine gefährliche Luft hier im Hause. Aber das Wort scheint dich recht erschreckt zu haben. Du bist ganz blaß geworden — sieh! und nun schlägt dir wieder die helle Gluth übers Gesicht!

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, ich mag gar nicht heirathen.

Franziska.

Hm, das ist Schade — eben jetzt —

Cäcilie.

Wie so denn eben jetzt?

Franziska.

Es bieten sich dir eben jetzt einige sehr annehmliche Parthien.

Cäcilie.

Einige?

Franziska.

Allerdings. Du hast die Wahl. Fürs erste präsentire ich dir zwei angenehme, interessante Männer von ansehnlichem Vermögen und in den besten Jahren.

Cäcilie.

Das heißt?

Franziska.

Nun, beide nicht über funfzig Jahr.

Cäcilie.

Ach, beste Tante, wie gesagt, ich mag jetzt noch gar nicht heirathen.

Franziska.

O, wenn es dir unangenehm ist, kein Wort mehr davon! — Freilich wäre es auch meine Pflicht gewesen, dir den dritten Freier vorzuführen — —

Cäcilie.

Wahrscheinlich auch so in den besten Jahren?

Franziska.

O nein, was das betrifft, dieser ist ein junger, hübscher Mann von höchstens etwa dreiundzwanzig Jahren.

Cäcilie.

So!

Franziska.

Er behauptet auch, dir bereits wohl bekannt zu seyn.

Cäcilie.

So? wirklich? — in der That — ich wüßte doch nicht — beste Tante — —

Franziska.

Ich muß dir gestehen, er hat mir ganz wohl gefallen. Aber kein Wort mehr davon! Du hörst nicht gern davon sprechen. Es ist dir unangenehm.

Cäcilie.

O, sprechen Sie nur immer, liebe Tante. Ich höre es schon an.

Franziska.

Du gutes Kind! Aus bloßer Gefälligkeit gegen mich willst du hören, was du nicht gern hörst! Aber nein, die Sache ist abgemacht. Keine Sylbe mehr von den drei Freiern! Sprechen wir von was anderm. Du hattest mir ja etwas zu sagen, als du eintratst; ich sollte dir rathen und helfen.

Cäcilie.

Ach, freilich, freilich! Ich bin in der größten Verlegenheit. Denn sehen Sie, der Onkel verlangt — — Aber ich bitte Sie, er sagte wirklich, daß er mir wohl bekannt sey?

Franziska.

Wer? Der Onkel?

Cäcilie.

Ach nein, ich meine — —

Franziska.

Ach, du meinst unsern dritten Freier! Nun allerdings sagte er das. Aber du sprachst ja von dem Onkel! Was verlangt denn der Onkel?

Cäcilie.

Ach ja, stellen Sie sich nur vor, der Onkel ver-

langt — — Aber seinen Namen könnten Sie mir doch wenigstens nennen!

Franziska.

Des Onkels Namen?

Cäcilie.

Ach nein! ich meine — —

Franziska.

Ah so, du meinst! Nein, seinen Namen kann ich dir nicht nennen. Er hat sich bloß mir anvertraut, und da du ihn verschmähst — —

Cäcilie.

Nun, das ist doch so ausgemacht noch nicht!

Franziska.

So? Ich glaubte, weil du vorhin deine Abneigung gegen das Heirathen erklärtest — —

Cäcilie.

Hab' ich das wirklich gethan?

Franziska.

Aber ich begreife nicht, wie kommen wir denn immer wieder auf die unbequemen Freier zurück? Und darüber habe ich immer noch nicht erfahren, was denn der Onkel von dir verlangt. Nun?

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, er verlangt, daß ich heut Violine spielen soll.

Franziska.

Nun ja, er will hören, was du gelernt hast. Dabei seh' ich weiter kein Unglück.

Cäcilie.

Ja, es ist nur ein sehr übler Umstand dabei.

Franziska.

Und welcher denn? Wie?

Cäcilie.

Ach! — daß ich nicht Violine spielen kann.

Franziska.

Wie? Cäcilie! Du kannst nicht? Wie ist das zu verstehen?

Cäcilie.

Buchstäblich. Ich kann nicht Violine spielen, weil ich es nicht gelernt habe.

Franziska.

Du hast es nicht gelernt? Cäcilie! Gegen den ausdrücklichen Befehl des Onkels?

Cäcilie.

Ach, liebe, gute Tante, zürnen Sie mir nicht! Ich habe mir, dem Onkel zu Liebe, in der That recht viel Mühe damit gegeben, ich habe mich ein ganzes Jahr gequält. Aber es ging nicht. Die entsetzlichen Töne, die ich aus dem Instrumente lockte, machten der ganzen Pension Kopfschmerzen, und brachten mich zur Verzweiflung; mein Lehrer seufzte, und meine Mitschülerinnen lachten mich aus; da riß mir endlich an einem schönen Wintermorgen die Geduld: ich steckte ganz sachte meine Violine in den Ofen, erklärte meinem versteinerten Lehrer, daß ich nie wieder eine in die Hand nehmen würde, und da er und — noch jemand mich oft versichert hatten, daß ich eine recht hübsche Stimme besäße, so nahm ich dafür auf der Stelle bei ihm Unterricht im Singen.

Franziska.

Ei, ei, Cäcilie! Was wird nun aber der Onkel sagen?

Cäcilie.

Ja, davor fürchte ich mich freilich sehr! Allein, meine liebe, gütige Tante wird mir schon beistehen, und hat er mich nur erst einmal singen gehört — —

Franziska.

Ei, wirklich so viel Selbstvertrauen?

Cäcilie.

Ja, mein Lehrer sagt und auch — noch jemand, der auch ein tüchtiger Musiker ist — — Aber beste Tante, das könnten Sie mir doch wenigstens sagen, ob er blondes Haar oder schwarzes hat, und ob er —

Franziska.

Der Nochjemand?

Cäcilie.

Ach nein, ich meine —

Franziska.

Ja so! du meinst! — Aber ich meine fast, mein Kind, dieser Nochjemand — — Hättest du nicht vielleicht den Wunsch, daß der Nochjemand und unser dritter Freier ein und dieselbe Person seyn möchten?

Cäcilie.

O nein, ich bin — ich habe — ich weiß — Wie kommen Sie darauf, liebe Tante? In der That, ich wüßte wirklich nicht — —

Franziska.

So? Wirklich nicht? — Aber wir verplaudern die Zeit, und der Onkel wird gewiß gleich hier seyn, um sein Quartettchen anzuordnen.

Cäcilie.

Ach, beste, theuerste Tante, was soll ich denn nun thun, was soll ich denn nun sagen?

Franziska.

Ja, der Onkel wird allerdings sehr böse seyn, und mit Recht! — es wird schwer seyn — doch mir fällt etwas ein — ja das giebt einen Spaß! — Es hat sich ein junger Virtuose bey mir gemeldet, der des Onkels Protektion sucht — wenn dieser uns beistehen könnte — wir wollen ihn doch gleich befragen. Sie öffnet die Seitenthür. Treten Sie doch einen Augenblick heraus!

Zwölfter Auftritt.

Franziska. Cäcilie. Ferdinand.

Ferdinand.

Cäcilie!

Cäcilie.

Ferdinand! — Herr Ferdinand — Herr Walter, wollt' ich sagen — —

Franziska.

Ei, ei, du kennst also den Herrn Ferdinand schon?

Cäcilie,

ihr die Hand küssend.

Meine theure, meine gütigste Tante!

Ferdinand,

Franziska's andere Hand ergreifend und küssend.

Meine theuerste, meine gütigste Tante!

Franziska.

Sachte, sachte, mein Herr Ferdinand, auch Noch-jemand genannt! So weit sind wir noch nicht. Zwar kenne ich Sie genauer, als Sie wohl glauben, und wäre nicht abgeneigt, mich für Sie zu verwenden, aber an die kleine Heuchlerin da hab' ich doch noch erst ein paar ernste Fragen zu thun. Doch jetzt drängt die Zeit, und zu dem bevorstehenden Violinexamen will ich dir doch meinen Beistand nicht versagen. Ich habe mir einen Scherz ausgedacht mit den beiden alten Herren. Allein hier sind wir nicht länger sicher. Komm! Auf meinem Zimmer will ich dich unterrichten, was du zu thun hast. —

Alle ab durch die Seitenthür.

Dreizehnter Auftritt.

Daniel,
tritt hastig herein.

Ich wollte berichten — — Hm! — So! — haben sich schon retirirt. Haben den jungen Menschen mitgenommen, wie es scheint. — Hm! — Wollen ein wenig Versteckens spielen mit dem alten Herrn! — Wer mag denn das junge Tausendgüldenkraut eigentlich seyn? — Werden's wohl bald erfahren! Wenn Versteckens gespielt werden soll im Hause, da wird man das Danielchen wohl ins Geheimniß ziehen müssen; denn auf den Baß, wie gesagt, kommt doch eigentlich alles an, alles, he, he, he!

Vierzehnter Auftritt.

Commerzienrath Adam. Der Hofrath. Daniel.

Hofrath.

Redensarten! Strohdrescherei! Journalsweisheit! Lirum, Larum! — Zu Daniel. Aber was steht er denn hier und verliert die Zeit? Geschwind, Notenpulte, Instrumente! und hol' Er die Flasche und die Gläser aus meinem Zimmer. Wir trinken hier noch ein Glas Wein zur Musik.

Daniel.

Musik. Sehr wohl!

Er thut das Verlangte.

Adam.

Aber mit deiner gütigen Erlaubniß — —

Hofrath.

Aber mit deiner gütigen Erlaubniß, von einem Unterordnen der Poesie und der Musik muß gar nicht die Rede seyn. Auf der Himmelsleiter stehen beide, das erkennen wir, Gott sey Dank, und so wollen

wir uns weiter nicht darum bekümmern, ob die eine etwa ein paar Stufen höher steht, als die andre. Aber ihr Leute — Trink, Herr Bruder, ich bitte dich! — ihr Leute gebt euch nicht zufrieden, bis ihr nicht ausgemittelt habt, ob die Musik Frau Räthin schlechtweg, die Poesie aber etwa Frau Geheimeräthin zu tituliren sey, und ihr gäbt den kleinen Finger drum, zu wissen, welche von beiden sich wohl am meisten zum rothen Adlerorden dritter Klasse qualifizire.

Adam.

Das sind nun wieder von deinen Redensarten! — Aber der Wein ist köstlich! Welches Bouquet! Welche stille Gluth!

Hofrath.

Ja, der Wein ist gut. Harmonikaton. Geht einem durch Mark und Bein.

Adam.

Dieser Wein ist eine vom Himmel auf die Erde herabgefallene Ode in Burgunderform. Herr Bruder, die Poesie soll leben!

Hofrath.

Und die Musik daneben! — Stoß an, alte Seele! Denn wenn du das daneben nicht gelten lassen

willst, so ziehst du, recht besehen, am Ende wahrlich den Kürzern, und ich tanze dir in aller Bescheidenheit auf dem Kopfe herum mit sammt deiner Poesie.

Adam.

Mein Kind, das ist doch wohl dein Ernst nicht, das kann nicht dein Ernst seyn! Vor der edelsten und erhabensten aller Künste streicht wohl die sinnlichste ohne Widerrede die Segel.

Hofrath.

Was? Segelstreichen? Die Musik? Arme Seele! Segelstreichen? Nun, wenn's denn einmal Krieg seyn soll, so sage ich dir: nein, im Gegentheil, sie greift, ohne sich zu besinnen, deine buntgemalte Fregatte an, giebt ihr etwa mit Pergoleses Stabat mater die erste Lage — rasch gewendet: Don Juan, zweite Lage! Die Fregatte schwankt, will sinken — wir entern — niedergehauen was sich widersetzt! — Alles andre in Ketten und Banden! — Und nun nehmen wir die ganze Poesie ins Schlepptau, und bringen sie im nächsten Hafen als gute Prise auf.

Adam.

Trink, trink einmal, mein Brüderchen! Du hast dich bei dem Gleichniß ganz erhitzt.

Hofrath.

Eben weil die Musik die sinnlichste Kunst ist,

d'rum ist sie auch die gewaltigste. Keine andre trifft so unmittelbar die Seele. — Das sehn wir ja bei unsern Opern. Nach der Poesie fragt kein Mensch bei einer Oper. Sie ist nur der schlechte Faden, auf den die kostbaren Perlen der Musik aufgereiht werden. Auf die Musik allein wird gehört, auf die Musik allein kommt alles an.

Adam.

Ja, das sey dem Himmel geklagt, daß es so ist! Und Ihr Komponisten in eurem Dünkel — —

Hofrath.

Ist ganz natürlich, daß es so ist; ganz in der Regel. Es ist beinah so, als wenn ein alter, wenn auch sonst verständiger Mann ein junges, feuriges Mädchen heirathet: der steht mit all' seinem Verstand doch immer nur im Genitivo.

Adam.

So? Hm! Ich dächte, mein Verehrter, dieses Gleichniß — wie kommst du auf das Gleichniß? Es ist ein schlechtes Gleichniß!

Hofrath, laut lachend.

Zum Henker! ja, du hast Recht, ein schlechtes Gleichniß, ein albernes Gleichniß! Bombenelement!

wie bin ich auf das dumme Gleichniß gekommen? Zum Teufel, du begreifst gar nicht, Herr Bruder, wie dumm, wie rasend dumm!

Adam.

Ei, ei! Du hast dich doch nicht etwa mit dieser Fliegenklatsche selbst auf den Mund geschlagen?

Hofrath.

Und wohl am Ende dich mit auf die Nase getroffen? Wie? Was? Du gestandest mir vorhin, daß du gleichfalls Lust zum Heirathen hättest — Aber wer ist die Auserwählte? Wie? Heraus damit! Heraus! Ich hätte Lust, dich ein bischen auszulachen.

Adam.

Hm! Ich bin zu schuldiger Erwiederung bereit. Aber du hast mir ja die Auserwählte auch noch nicht genannt.

Hofrath.

Ist vor der Hand noch ein Geheimniß.

Adam.

Der gleiche Fall bei mir! Noch nennen sie meine Lippen nicht.

Hofrath.

Nun, so wollen wir sie indeß beide leben lassen

unbekannter Weise. Stoß an! Die Auserwählten! Hoch!

Adam.

Die Auserwählten, hoch!

Beide lachen.

Funfzehnter Auftritt.

Cäcilie. Die Vorigen.

Hofrath.

Ach! Sieh da, Cäcilie! Eben recht! Du mußt unsre Gesundheit mittrinken. Nothwendig, Engelchen!

Er reicht ihr ein Glas.

Adam, für sich.

Hm! Welcher Gedanke fährt mir da durch den Kopf! Wie, wenn der Alte selbst das Mädchen heirathen wollte?

Hofrath.

Stoß an! Wir lassen die Auserwählten leben. Stoß an.

Cäcilie.

Die Auserwählten? Im Himmel?

Hofrath.

Nein, vor der Hand noch auf der Erde. Der Himmel kommt erst später d'ran.

Adam.

Erlauben Sie mir, mit Ihnen anzustoßen?

Cäcilie.

Ich verstehe zwar die Gesundheit nicht — —

Hofrath.

Schadet nichts! Der Mensch versteht selten recht, was er thut. Wer versteht denn z. B. eigentlich, was Leben heißt, und doch lebt jeder. Stoß nur an! Sollst sie bald verstehen.

Adam.

Zugleich sey mir erlaubt, meiner theuren Reisegefährtin auf's herzlichste einen guten Morgen zu wünschen.

Er küßt ihr die Hand.

Hofrath.

Nun, Daniel, hurtig Ordnung gemacht! Notenpulte aufgestellt! Instrumente herbei!

Cäcilie.

Ist Ihnen unsre Reise gut bekommen?

Adam.

Trefflich! Sie hat mich um 20 Jahre verjüngt.

Hofrath, für sich.

Kommt mir fast selber so vor.

Daniel überreicht dem Hofrath eine Violine, die dieser während des Folgenden nachstimmt.

Cäcilie.

Sie sprachen im Anfang der Reise von einem leichten Anfall von Podagra, den Sie kurz vorher gehabt —

Adam.

So? Ja — ich habe — ich hatte — aber das ist alles, wie leichte Wolken vor der aufgehenden Sonne, vor dem Strahl Ihrer Augen verschwunden.

Er küßt wieder ihre Hand.

Hofrath, für sich.

Puh! der Mensch glänzt ja von purer Zärtlichkeit, als wenn er gefirnißt wäre!

Cäcilie.

Sie sind heut sehr scherzhaft, sehr bei guter Laune, Herr Commerzienrath, und wenn man gute Laune für ein Zeichen von Gesundheit halten darf —

Adam.

Bei guter Laune, ja, das bin ich; aber ich scherze

nicht. Ich möchte das, was ich fühle, eine gute Laune des Herzens, des Gemüths nennen, eine Seligkeit, eine Ueberschwenglichkeit — —

Hofrath,
plötzlich zwischen beide tretend.

Wie?

Cäcilie.

Ah, wir sprachen vom Podagra, lieber Onkel.

Hofrath.

So, so! die Ueberschwenglichkeit hat sich dir aufs Pedal geworfen, Herr Bruder? Condolire! Mehr Diät! Keine Gemüthsbewegungen! Wie? Pelzstiefeln? Keinen Rheinwein! — Aber jetzt ist nicht Zeit, an das Podagra zu denken. Verspare dir das auf die nächste Liebeserklärung. — Daniel! Daniel überreicht Cäcilien eine Violine. Wenn es dir gefällig ist, mein Kind, so machen wir nun unser Quartettchen.

Cäcilie, verlegen zögernd.

Sehr gern, lieber Onkel, allein — —

Hofrath.

Oder willst du lieber auf dieser Violine spielen? Versuch einmal, welche dir besser zur Hand ist.

Cäcilie.

Ach, lieber Onkel, das ist mir ganz gleich.

Hofrath.

Es ist ein treffliches Instrument. Sieh es dir nur an!

Daniel.

Eine veritable Amati! ein wahrer Silberton! Wenn Dero Fingerchen einmal versuchen wollten — nur ein einziges Tönchen — —

Hofrath.

Geh' er, Tönchen, geh' er, und ruf' er die Schwester Franzel her! Wir haben heut keine Zeit mit Worten zu verlieren.

Daniel.

Verlieren. Sehr wohl!

Er geht ab.

Cäcilie.

Ach, lieber Onkel — ! —

Hofrath.

Nun? wie weiter?

Cäcilie.

Werden Sie auch nicht böse auf mich seyn?

Adam.

Welcher Tiger könnte das!

Hofrath.

Du wirst dich doch nicht zieren, Herzchen? Wie?

Cäcilie.

Ach nein, ich will gern spielen; aber unter einer Bedingung.

Hofrath.

Nur heraus damit! Lange Präludien taugen nichts.

Cäcilie.

Nun denken Sie nur selbst, lieber Onkel: noch nie hat ein Mensch mich Violine spielen sehen, als mein alter Lehrer und etwa einige von meinen Mitschülerinnen, die mich zuweilen belauschten, um mich auszulachen; nun soll ich auf einmal aus meinem stillen Kämmerlein hervor, gewissermaßen öffentlich auftreten, ich soll mich so frank und frei daher stellen, und mich nicht allein hören, sondern auch sehen lassen — ach! lieber Onkel, das kann ich nicht! Ich fühle mich von einer unsäglichen Bangigkeit und Scheu, ja, fast möcht' ich sagen, Schaam, ergriffen —

Hofrath.

Bah! Kinderpossen! Ziererei!

Adam.

Nein; sie hat Recht, sie hat meinen ganzen Beifall!

Cäcilie.

Ich würde in meiner Befangenheit und Angst gewiß nur sehr schlecht spielen, ja, ich fühle es, indem ich daran denke, ich würde kaum die Noten lesen können; drum, bester Onkel — —

Hofrath.

Nun?

Cäcilie.

Lassen Sie einen Schirm dahin stellen und mich dahinter treten, dann spiel' ich ruhig und ohne Scheu.

Hofrath.

Einen Schirm! Ich bitte dich, Herr Bruder, sie will hinter dem Schirme spielen!

Adam.

Himmlisches Zartgefühl!

Hofrath.

Aber zum Henker, dann ginge mir ja die Hälfte des Vergnügens verloren, wenn ich dich nicht auch spielen sähe!

Adam.

Theures Kind, ich verliere wahrlich am meisten dabei, aber ich trete ganz auf Ihre Seite. — Das Mädchen ist ein Engel: Laß gleich den Schirm holen, Herr Bruder!

Cäcilie.

Es soll ja nur heut, nur das erstemal so seyn. Künftig will ich ja gern — —

Hofrath.

Höre, Engel, ich muß dir sagen — sieh mich nicht so an! — ich kann den blauen Augen da nichts abschlagen, und heut am allerwenigsten. Wie? — Ich will mir den Schirm gefallen lassen. — He, Daniel! — Aber nur für heut, das sag' ich dir.

Cäcilie.

Gewiß nur heut, lieber Onkel!

Hofrath,

zu Daniel, der eben wieder eintritt.

Daniel, den Schirm, die spanische Wand da aus dem Vorzimmer hier herein! Sie soll hier aufgestellt werden.

Daniel.

Gestellt werden. Sehr wohl!

Er trägt mit Hülfe eines Bedienten die spanische Wand herein, und stellt sie so auf, daß dadurch die Seitenthür zu Franziska's Zimmer auch für die Zuschauer verdeckt wird.

Hofrath,

legt die Stimmen auf die Pulte.

Ehe wir unsere Oper vornehmen, wollen wir das

Conzert doch erst mit einem kleinen Quartett concertante eröffnen. Die erste Violine hat hier bessere Gelegenheit, sich zu zeigen. — Da sieh, sie hat etwas zu thun darin. Wie?

Er überreicht Cäcilien die Stimme.

Cäcilie, zu Daniel.

Hieher, lieber Daniel!

Daniel,

ihr heimlich zuwinkend.

Daniel — Habe schon Connaissance davon!

Er trägt ein Notenpult hinter den Schirm.

Hofrath.

Kennst du das Quartett schon?

Cäcilie.

Nein — nein — es ist mir gänzlich unbekannt.

Hofrath.

Also prima vista! He, he! Nun du brauchst dich nicht zu fürchten. Die erste Violine hat zwar sehr brillante Sätze, aber es liegt alles in den Fingern.

Sechzehnter Auftritt.

Franziska. Die Vorigen. Dann Ferdinand.

Franziska.

Nun, alles schon bereit? Es fehlt wohl nur an mir?

Hofrath.

He, he, Franzel, bemerkst du die Ehrenpforte gar nicht, die deinen Eintritt verherrlicht? Wie? das Mädchen will hinter der spanischen Wand spielen?

Franziska.

Ja, das arme Kind war so in Verlegenheit und Angst; da hab' ich es ihr gerathen.

Hofrath.

Also aus deiner Fabrik ist die spanische — Constitution? Hätt' es denken können!

Franziska.

Nur fort, an deinen Posten, Cäcilie!

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, wie wird das ablaufen!

Sie geht hinter den Schirm, die andern setzen sich, außer Daniel.

Daniel.

Soll ich Cello oder Basso?

Hofrath.

Nehm' er den Baß! Vorzüglich hernach in der Oper füllt er besser aus. — Nun gieb erst noch einmal A an, Cäcilie! Hinter dem Schirm giebt die Violine A an, nach welchem die Andern stimmen; dann streicht sie stimmend alle Saiten an. Wetter! hörst du? das ist ein kräftiger Strich. — Nun, wenn's beliebt! — Man hört hinter dem Schirm mit dem Bogen auf das Notenpult klopfen: das Quartett beginnt. Nach einer Weile ruft der Hofrath: Bravo!

Adam.

Bravissima! Er giebt während des Spiels sein Entzücken durch seine Bewegungen zu erkennen: Herrlich! — Himmlisch! — Göttlich! — das ist Ausdruck! — das ist Seele!

Hofrath.

Franzel! das Mädchen spielt wie ein Engel.

Adam.

Wie ein Seraph!

Hofrath.

Franzel! die Sache ist richtig. — Bravissima! — Wetter! das war ein Staccato. — Franzel, ich heirathe sie! — Eccellentissima!

Adam,

steht auf. Für sich.

Ich muß sie sehen! Er schleicht sich auf den Zehen nach dem hintern Ende des Schirms, um Cäcilien zu belauschen, fährt aber plötzlich erschrocken zurück, und bleibt so eine Weile wie versteinert stehen; dann ruft er: Alle Teufel! was ist das?

Hofrath,

sich unwillig umsehend.

St! Stille doch!

Adam.

Ferdinand!

Die Violine hinterm Schirm verstummt. — Der Hofrath springt vom Stuhl, und läuft nach dem vordern Ende des Schirms, das er zurückzieht, so daß Ferdinand, die Violine in der Hand, neben ihm Cäcilie, den Zuschauern sichtbar werden. Daniel läßt sich von alle dem nicht stören, sondern spielt während des Folgenden ruhig weiter.

Hofrath.

Was? Hölle! Pest! Cäcilie! Was soll das heißen? Wie? — Herr, wer sind Sie? was machen Sie hier? was wollen Sie hier? — Cäcilie! Franziska!

Franziska.

Lieber Bruder, ich wollte — —

Hofrath.

Feines Complottchen, mich zum Narren zu machen! Darum also den Schirm und die Angst und die Beklommenheit? Und am Ende kann die beklommene Unschuld wohl gar nicht einmal Violine spielen? Wie? — Aber wer ist der Musikant da? Was soll das mit dem Musikanten? Wer hat den Musikanten in mein Haus gebracht? — Herr, wer sind Sie? was wollen Sie? sprechen Sie! Ich will wissen —

Franziska.

Mein Himmel, es ist ja der Pflegesohn des Commerzienraths.

Adam.

Aber in aller Welt, sag' er mir, undankbarer Mensch, Bösewicht, Landstreicher — —

Hofrath.

Väterliche Begrüßung!

Adam.

Wie kommt er hierher?

Hofrath.

Wie kommen Sie hinter die spanische Wand?

Fosbrand.

Vergeben Sie mir, Herr Hofrath! Nur das

ausdrückliche Verlangen Ihrer Frau Schwester konnte mich bewegen, auf diesen Scherz einzugehen.

Hofrath.

Scherz? Hol' der Teufel den Scherz!

Adam.

Aber wie kommt er hierher? Warum ist er heimlich fortgegangen? Warum hat er das Vertrauen seines alten Freundes, der ihn lieb gehabt wie sich selbst, mehr als sich selbst —— Mensch! er ist es nicht werth, einen solchen Freund zu haben!

Ferdinand.

Lieber, theuter Vater, ich hoffe, Sie werden nicht länger auf mich zürnen, wenn Sie hören, was mich hieher zog. — Herr Hofrath, ich liebe Ihre Nichte ——

Hofrath.

Was? !

Adam.

Wie? !

Ferdinand.

Und wenn Sie, lieber Vater, nichts dagegen haben, so komme ich, Herr Hofrath, Sie um Cäciliens Hand zu bitten.

Hofrath.

Herr, Sie sind nicht gescheidt!

Ferdinand.

Lieber Vater, Sie versagen mir Ihre Einwilligung nicht!

Adam.

Mein Freund, er ist ein Narr!

Hofrath.

Und um die Geschichte mit zwei Worten abzumachen, junger Herr, so sage ich Ihnen: Cäcilie ist nicht für Sie, weil sie für mich ist. Cäcilie ist meine Braut. Ich heirathe das Mädchen.

Cäcilie.

Ums Himmels willen, liebe Tante, was ist das?

Franziska.

Aber, lieber Bruder, du weißt nicht — —

Hofrath.

Was? Cäcilie hat mich lieb, das weiß ich. Wie? Sprich selbst, Cäcilie!

Cäcilie.

O ja, von ganzem Herzen, lieber Onkel, aber — —

Hofrath.

Nun, da hört ihr's! Cäcilie ist ein vernünftiges Kind. Sie macht sich nichts aus Ihnen, gar nichts. Sie kennt Sie wohl gar nicht einmal. Wie?

Franziska.

Doch, lieber Bruder — —

Adam,

führt den Hofrath bei Seite.

Mit deiner Erlaubniß, wenn von Cäciliens Heirath die Rede ist, glaube ich auch ein Wörtchen mit sprechen zu dürfen, Herr Bruder. Denn willigt Cäcilie ein, so heirathe ich sie!

Hofrath.

Daß Gott erbarm! Der auch!

Adam.

Und ich muß jetzt wenigstens darauf dringen, daß ihr freie Wahl verstattet wird.

Hofrath, laut lachend.

Und du meinst wirklich, daß sie dich wählen wird?

Adam.

Schreien Sie nur nicht so, Verehrter! Ich glaube einige Beweise ihrer Neigung zu haben; und

daß sie wenigstens die Dichtkunst und die Dichter liebt, das weiß ich; daß sie aber aus der Musik sich nicht viel zu machen scheint, das, dächt' ich, hat Figura so eben gezeigt.

Hofrath.

Folgt noch nicht daraus! Wer die Musik nicht leiden kann, ist ein schlechter Mensch.

Adam.

Wer die Poesie gering schätzt, ist ein Narr oder ein Dummkopf, mit Erlaubniß.

Hofrath,

auf die andere Seite laufend.

Hast du den jungen Menschen schon früher gekannt, Cäcilie? Wie?

Cäcilie.

Nein — ja — lieber Onkel — ich — —

Hofrath,

zurückkehrend zu Adam.

In der Musik allein nur lebt noch, was in der Welt noch übrig ist von Poesie! Wieder auf der andern Seite zu Cäcilien. Wie bist du mit ihm bekannt geworden? Seit wie lange?

Franziska.

Aber, lieber Bruder, laß dir doch nur sagen —

Hofrath, zu Adam.

Alle neuere Dichtkunst ist nur eine nachgeahmte, keine ursprüngliche mehr. — Wie vorher zu Cäcilien. Du bist in guten Händen gewesen, wie ich merke! — Zu Adam. Ein Spielen mit Worten, rhetorischer Firniß! — Zu Franziska. Eine feine Pension, wo man Bekanntschaft mit jungen Herren macht! Zu Adam. Die wahre Seele, die wahre Poesie ist längst entflohn! — Zu Franziska. Aber das ist deine Wahl, deine Empfehlung!

Franziska.

Mein Himmel, so sey doch nur einen Augenblick vernünftig, und höre mich an!

Hofrath.

Vernünftig! Ich bin nicht vernünftig; ich will nicht vernünftig seyn! Vernunft, nüchterne Vernunft, lauer Verstand, das ist eben der Character der modernen Poesie.

Adam.

Mein Theurer, wenn Vernunft der Character unsrer Poesie ist, so ist der Character unsrer Musik im Gegensatz ohne Zweifel die Unvernunft, der Unsinn!

Hofrath.

— O still, still davon! Wenn Unsinn in einer Oper ist, so hat ihn doch wahrlich nur die Poesie hinein gebracht.

Adam.

Die Oper ist ein Sündenfall der Poesie.

Hofrath.

Nun, dann spielst du den alten Adam bei der Geschichte.

Adam.

Ich wünschte, daß ich nie meine Kunst so weit entwürdigt hätte, eine Oper zu schreiben.

Hofrath.

Goldne Seele, das wünschte ich auch! Denn wenn du sie nicht geschrieben hättest, so hätte ich sie nicht komponirt, und ich gebe dir mein Wort, sollte sie ausgepfiffen werden, wie ich hoffe, so ist bloß dein schlechter Text daran Schuld.

Adam.

Im Gegentheil, mein Text allein wird sie halten, wenn Ihre Musik, mein Engel, die Zuschauer nicht schon im ersten Akt davon gejagt hat.

Hofrath.

Oho, mein außerordentlicher Poet — —

Franziska,

die immer vergebens zu sprechen versucht hat.

Nein, das wird mir zu toll! Ihr sollt mich anhören! Stehen die beiden alten Menschen da, und zanken und erhitzen sich um einen Pappenstiel wie die Kinder, und hier gilt es — —

Adam.

Hier gilt es die Ehre der Poesie; das ist kein Pappenstiel, mit Ihrer Erlaubniß. Wer die Poesie angreift, greift mein Leben an!

Hofrath.

Unsinn, göttlichster Poet! ich — —

Adam.

Meinen Sie aber bloß die Musik, so hab' ich nichts dawider. Nennen Sie diese einen Pappenstiel: — bon! flacci facio! — je m'en soucie guère!

Ferdinand.

Bester, theurer Vater! — Herr Hofrath! —

Hofrath.

Menschliche Barmherzigkeit! Dieser theure Vater

und dieser würdige Sohn machen mich noch wahnsinnig!

Franziska.

Hier ist aber die Rede von ganz andern Dingen, liebster Commerzienrath; hier ist die Rede von dem Glück Ihres braven Sohnes — Zum Hofrath. hier ist die Rede von dem Glück unserer Nichte.

Hofrath.

Narrenspossen! Der Mensch ist nicht zum Glück gemacht. Nur die Narren sind glücklich auf dieser Welt.

Franziska.

Er liebt unsere Nichte schon seit geraumer Zeit; Cäcilie liebt ihn wieder — —

Hofrath.

Ist nicht wahr!

Franziska.

Gieb der Vernunft die Ehre, lieber Bruder! — Sieh nur einmal das arme Mädchen an!

Cäcilie.

Bester, theuerster Onkel, Sie sind immer so gütig gewesen — —

Ferdinand.

Verehrter Herr Hofrath, es soll das höchste Bestreben meines ganzen Lebens seyn — —

Adam,

der indeß mit großen Schritten umhergegangen.

Ha, mein Schatz, Sie haben meine Poesie eine schlechte genannt, weil Sie nichts davon verstehn —

Hofrath.

Laßt mich los! Zu Adam: Ihre Eitelkeit — Zu Daniel hinüberrufend. Halt's Maul, Satanas, da drüben!

Franziska.

Deine Neigung zu Cäcilien — —

Adam.

Ich kann mich zum Glück mit gewiegteren Urtheilen trösten. Der verewigte Schiller — —

Hofrath,

der ihnen immer von einer Seite des Theaters zur andern zu entlaufen sucht.

Luft! Luft! Laßt mich sprechen!

Franziska.

Dein Wunsch, Cäcilien zu heirathen, kommt nur aus deinem Kopfe, nicht aus deinem Herzen. Es ist bloß eine Grille, eine Fantasie.

Adam.

Der verewigte Schiller hat einst selbst sehr günstig darüber geurtheilt.

Franziska.

Dein Quartettchen im Hause erlangst du ja immer auch auf diese Weise.

Adam.

Von Ihrer Musik hingegen hab' ich tüchtige Musiker sehr bedenklich urtheilen hören.

Cäcilie.

Lieber Onkel, wenn ich auch nicht Violine spiele, so singe ich doch nicht ganz übel.

Hofrath.

Laßt mich gehn! Laßt mich sprechen!

Ferdinand.

Ja in der That, sie singt sehr brav.

Franziska.

Du bedarfst nur eines Augenblicks ruhiger Ueberlegung — —

Adam.

Man sagt, Sie sollen sogar mit den Regeln des reinen Satzes noch stark über den Fuß gespannt seyn —

Hofrath.

Was?!

Adam.

Man spricht von wenig Originalität, Reminiscenzen, und so weiter.

Franziska.

Liebstes Brüderchen, sieh, ich bitte selbst für die armen Kinder!

Cäcilie.

Guter, lieber Onkel!

Ferdinand.

Theuerster Herr Hofrath!

Daniel,

der indeß aufgehört und mit Theilnahme zugehört hat.

Thun Sie ein Uebriges für die erste Violine?

Hofrath,

da er nicht zu Worte kommen kann, reißt er sich plötzlich mit Gewalt los, und springt auf einen Stuhl.

Höllenelement! Ich will sprechen! Ich muß sprechen! — ich muß die Arroganz dieses Menschen züchtigen! Züchtigen muß ich Sie, sublimster aller Narren, und miserabelster aller Poeten! Was? Bedenkliche Urtheile — Mangel an Originalität —

Reminiscenzen — reiner Satz — Sie mir das vorwerfen! Selbst nicht im Stande, nur einen erträglichen Vers zusammenzuleimen! Jeder Vorleser kriegt die Maulsperre davon!

Adam.

Es ist nicht wahr! Alle meine Gedichte — —

Hofrath.

All' Ihre Gedichte schaale Prosa, hohle Worte! Schneiderskinder, die der Vater in die Abschnitzel fremder Pracht und Herrlichkeit gekleidet!

Adam.

Das größte Unglück meines Lebens ist nur, daß ich diese Oper für Sie geschrieben habe!

Hofrath.

Der größte Verrath an meiner Kunst, daß ich sie komponirt habe!

Adam.

Ihre Musik bringt mich um Ehre und Dichterruhm.

Hofrath.

Wenn ein Seraph sie komponirt hätte, Ihr unsinniger Text machte sie doch zu Schanden. Sie muß ausgepfiffen werden.

Hofrath und Adam zugleich.

Unsinn im Plane, Unverstand in der Ausführung, Mattigkeit der Situationen, gräuliche Verse, mit einem Worte: absolute Miserabilität vom ersten bis zum letzten Buchstaben!

Adam.

Ihre Musik wird auch hier erbärmlich seyn, wie immer. Keine Kraft, kein Leben, keine Empfindung, keine Melodie, mit einem Worte: Ohren-Tortur von der ersten bis zur letzten Note!

Hofrath.

Meine Compositionen stehen so hoch über Ihren Verseleien, als die Musik überhaupt über der modernen Poesie, als welche ich mit einem durch die Zeit abgetriebenen Philistergaule vergleiche, den die Fastnachtsnarren noch einmal mit Federbüschen und Schellengeläut aufgeputzt — —

Adam.

Das geht zu weit, Unsumiger! Wer so die Poesie, die göttliche, schmäht und verachtet, kann mein Freund nicht länger seyn. Ich sage Ihnen hiermit alle Freundschaft auf; ich schüttle den Staub von meinen Füßen, und verlasse dieses ungastliche Haus,

um es nie wieder zu betreten. — Zu Ferdinand. Und du folgst mir auf der Stelle!

Er geht rasch nach der Thür.

Cäcilie.

Ach, liebe Tante, was haben Sie gemacht? Nun ist alles verloren.

Franziska.

Aber theuerster Commerzienrath! — —

Adam.

Es bringt mir nicht Ehre, länger hier zu verweilen. Leben Sie wohl!

Ferdinand, zu Franziska.

Ich bitte Sie, was ist das für eine Oper, von der Sie sprachen?

Franziska.

Nun, Ihres Vaters, meines Bruders Oper, die in der Residenz gegeben werden soll.

Ferdinand,

Adam nachlaufend.

Halt, halt, lieber Vater! Nur einen Augenblick! Nur ein Wort — Ihre Oper ist ja bereits gegeben. Adam bleibt stehen und wendet sich um. Sie ist

mit dem größten Beifall gegeben worden. Ich war selbst Zeuge davon.

Hofrath.

Was?

Ferdinand,

mit Adam immer weiter nach dem Vordergrund zurückkommend.

Bei meiner Durchreise durch die Residenz, am Sonntag ward sie gegeben. So sehr ich auch eilte, Ihre Oper mußt' ich doch sehen. — Schon die Ouvertüre ward stark beklatscht; der Beifall stieg mit jeder Scene; das Finale des ersten Akts, besonders der Schlußchor ward mit Enthusiasmus aufgenommen — —

Hofrath.

So? Wirklich? Nun, der Chor ist nicht schlecht, ich gebe es zu!

Ferdinand.

Bei dem in der That wunderschönen Duett im zweiten Akt zwischen den beiden Liebenden war erst Alles ganz Ohr; kaum regte sich ein Athemzug; aber bei dem Abgang des Paars, das auch trefflich gesungen hatte, brach das Entzücken unaufhaltsam los. Das Beifallklatschen dauerte wohl eine Minute, und fing immer wieder von neuem an.

Adam.

Nun! nun! nun! Das Duett ist auch von meiner Seite nicht übel gelungen, glaub' ich.

Es tritt ein Bedienter herein, der dem Hofrath einen Brief giebt.

Ferdinand.

Das ward auch anerkannt. Alle Stimmen, die ich hören konnte, ließen überhaupt dem Text volle Gerechtigkeit widerfahren.

Bedienter.

Aus der Stadt, durch einen reitenden Boten.

Hofrath.

Ha, von meinem Correspondenten in der Residenz!

Erbricht den Brief; ein gedrucktes Blatt fällt heraus; Adam hebt es hastig auf, der Hofrath liest.

»Oper — mit großem Beifall gegeben, wie Sie auch aus der Anzeige in den Zeitungen ersehen werden, die ich hier beilege.«

Adam,

aus dem Zeitungsblatte lesend.

»Wir erinnern uns kaum, jemals Zeuge von einem solchen Erfolg gewesen zu seyn, als der gestern gegebenen Oper zu Theil ward.«

Hofräth, lesend.

»Ouvertüre beklatscht — Terzett — Finale — Schlußchor — Duett im zweiten Akt — rauschender Beifall.«

Adam, lesend.

»Wir erinnern uns aber auch nicht, jemals eine Oper gesehen zu haben, wo der Dichter dem Componisten so trefflich vorgearbeitet hätte « —

Hofrath, lesend.

»Die entzückende Polonaise mit Violinbegleitung erregte, meisterhaft vorgetragen, wahren Enthusiasmus.«

Adam, lesend.

»Text und Musik durchdrangen, unterstützten und hoben sich wechselseitig.«

Hofrath, lesend.

»Das schöne Quartett, die trefflichen Chöre, kurz jedes Musikstück ward mit lautem Beifall begleitet.«

Adam, lesend.

»Es war ein herrlicher, doppelter und doch einziger Genuß.«

Hofrath, lesend.

»Und so ging es bis ans Ende, wo mit dem Herab-

rollen des Vorhangs ein wahrer Jubel losbrach. Dem Dichter und dem Componisten ward von der begeisterten Versammlung ein rauschendes dreimaliges Lebehoch gebracht.«

Adam, lesend.

»Wäre das Publikum vorbereitet gewesen, so würden Ihnen Blumen und Kränze nicht gefehlt haben; doch sind wir überzeugt, daß beiden der schönere Kranz unsterblichen Nachruhms nicht entgehen wird.«

Er trocknet sich die Augen. Der Hofrath breitet seine Arme gegen ihn aus; dann eilt er auf ihn zu, umarmt ihn, und führt ihn ein paar Schritte vorwärts.

Hofrath.

Alte, goldne Seele, sey nicht böse! Laß allen Groll fahren! Ich will dir's gestehen, ich bin ein Esel gewesen; ich bitte dich um Verzeihung!

Adam.

Ja, lieber Bruder, du bist ein Esel gewesen — aber ich auch! — Dein Burgunder, dein verdammter Burgunder! — Nun, wir heben mit einander auf. — Alles sey vergeben und vergessen! Wir gehen Hand in Hand zum Tempel der Unsterblichkeit!

Sie umarmen sich nochmals. Dann läßt Adam und umarmt Franziska, dann Cäcilien; vor Ferdinand bleibt er einen Augenblick ungewiß stehen; dann umarmt er ihn auch.

Nun, komm er nur her, Ungerathener! Auch ihm ist vergeben! — Er führt ihn zum Hofrath. Herr Bruder, wie wär's? — Gieb dem Jungen deine Nichte! Heimlich. Bei einem solchen Mitbewerber — dächt' ich — —

Hofrath.

Ei, zum Henker, wenn sie ihn schon früher gekannt und geliebt hat! — ich bedanke mich für einen solchen Hausfreund zum Hochzeitgeschenk. — Er führt Ferdinand zu Cäcilien. Da, in Gottes Namen! Liebt euch, und seyd glücklich!

Franziska.

Das war vernünftig, Brüderchen!

Hofrath.

Du, du, Madame Vernunft! mit dir hätt' ich wohl noch ein Wörtchen zu sprechen, doch heut an diesem festlichen Tage — da, umarme mich! — Aber noch eins, Herr Bruder: dein Ferdinand bleibt bei mir. Ich muß doch wenigstens mein Quartettchen im Hause haben.

Adam.

Es sey! Heimlich. Es ist ohnehin zu gefährlich für mich, alle Tage in die blauen Augen da zu sehen!

Hofrath,

er holt zwei volle Gläser vom Tisch.

Und nun — die Poesie soll leben!

Adam.

Und die Musik daneben!

Sie stoßen an und umarmen sich.

Hofrath.

Aber nun, Daniel, lege er die Stimmen auf! Wir wollen nun gleich die Oper versuchen!

Aus Herr Balthasars Leben.

1821 bis 1823.

Erstes Blatt.

Herr Balthasar schob die Kaffeetasse und ein Zeitungsblatt, in dem er eben gelesen, unwillig von sich weg, und legte sich in seinen Lehnstuhl zurück.

»Wenn irgend jemand auf der ganzen Welt den Namen eines Selbstpeinigers verdient,« sprach er mit kläglicher Stimme, »so bin ich es schon um dieser verruchten Zeitungen und Journale willen! Wären die Römer bereits von dieser Seuche befallen gewesen, Terenz hätte ohne Zweifel in seinem Heautontimorumenos glücklichen Gebrauch davon gemacht. — Da liegt es nun wieder,« fuhr er, zu seiner Frau gewendet, fort, indem er auf einen Stoß Zeitschriften zeigte, der vor ihm auf dem Tische lag, — »da liegt es nun wieder vor mir, haushoch, und ich muß durch, und kaum bin ich's, so hat der Bote aus der Stadt mir's schon wieder berghoch hingelegt, und ich

muß von Neuem durch, und so nimmt meine Qual und mein Aerger kein Ende.

»Es ist ja doch dein freier Wille,« sagte seine Frau, ohne von ihrem Strickzeug aufzusehen.

»Freier Wille, freier Wille!« rief er. »Was ist denn wohl des Menschen freier Wille? Mein Kind, der Lyonnet soll noch kommen, der diesen sogenannten freien Willen unterm Mikroskop zergliedert und in seine Fasern zerlegt, wie jener die Weidenraupe. Er würde uns wunderliche Dinge zeigen, mein' ich. Was kann ich denn für diesen bestialischen Trieb, meine Nase in Alles zu stecken, Alles zu wissen, Alles zu erfahren? Zwar bestialisch, nein, so ist dieser Trieb keineswegs zu nennen; er gehört vielmehr zu dem, was uns vom Thiere unterscheidet und darüber erhebt« — —

»Und am Ende,« fiel Frau Rebekka ein, »am Ende hast du doch das größte Vergnügen von der Leserei.«

Er lachte grimmig laut auf: »Vergnügen, Vergnügen! Ei, so wollt' ich doch, du hättest nur acht Tage lang solch Vergnügen bei deiner Truthühner- und Entenzucht: ich gebe dir mein Wort, am neunten ließest du den Putchen mit einander die Hälse abschneiden.«

Frau Rebekka blickte ihn unwillig von der Seite an. Er fuhr fort: »Ich sage dir, allen! so leid dir auch jetzt jedes Stück thut, das du mußt schlachten lassen — und die Enten mit Kastanien, heut' Mittag, waren höchst delikat, das kann ich dir auch sagen — aber Vergnügen! Ich bitte dich, mein Schatz! Du sprichst wieder einmal so ins Blaue hinein. Während die dunkeln Wolken, die mir jeder Zeitungstag schwärzer am politischen Horizont aufthürmt, mich mit Kummer und Sorgen erfüllen, während der Geist, der sich jetzt in unserm Vaterlande regt, oft in der Nacht, wie ein dunkles Gespenst, an mein Lager tritt, und mich nicht schlafen läßt, während mir beinahe jedes neue Blatt eine neue, gräßliche Mordthat berichtet, spricht sie von Vergnügen!«

»Nun aber doch die andern Blättchen alle, mit den hübschen Geschichten, mit den Nachrichten vom Theater, mit den Recensionen.« —

»Hübsche Geschichten! Daß Gott erbarm'! Nachrichten vom Theater! Ach, diese Theaternachrichten, diese Recensionen, die sind ja eben das schleichende Gift, das mich langsam abzehrt! Diese Saalbadereien, für die sich jeder literarische Eunuch gut genug dünkt, der nichts Anderes kann; diese Klatschereien,

die keinen Menschen interessiren, als etwa die guten Freunde und Feinde am Ort, ach! und die ich doch alle, alle lesen muß, um in der Ordnung zu bleiben, diese machen ja eben meine Danaidenqual!«

»Vergeht doch die Zeit dabei!« sagte Frau Rebekka.

»Vergeht! vergeht! ja, da hast du Recht! Sie vergeht, die kostbare, unwiederbringliche, sie vergeht in dieser edeln Beschäftigung, wie ein Schlag ins Wasser, wie ein Wolkenschatten, der übers Land läuft, ohne eine Spur zurück zu lassen, daß sie da gewesen ist. Was hätte ich nicht vielleicht Alles für Leben, Kunst und Wissenschaft leisten können in der Zeit, die ich mit dieser Leserei vertrödelt!«

Frau Rebekka fuhr gleichmüthig fort: »Und da wir nun auf dem Lande wohnen, und keine Concerte, kein Theater mehr haben« — —

»Kein Theater! ja, dem Himmel sey Dank!« unterbrach er sie — »Kein Theater! Ich bin so glücklich, in kein Theater mehr gehn zu dürfen. Und so bin ich denn, wenn mir gleich diese unglücklichen Papiere da, wie der Ratte ihr Schwanz, auch hierher gefolgt sind, so bin ich denn doch nicht ganz umsonst aufs Land gezogen.«

»Hm!« sagte Frau Rebekka, mit dem Kopfe schüttelnd, »warum liefst du denn jeden Abend ins Theater, da wir noch in der Stadt waren?«

»Warum! warum! Mein Schatz, ich behaupte, der Mensch weiß selten recht genau um das eigentliche Warum seiner Handlungen, oder er gesteht es sich selber nicht. Das vor der Welt ausgesprochene wenigstens ist wohl fast nie das rechte. Wenn ich aber spräche: ich lief ins Theater, um mich zu ärgern, so klänge das freilich wunderlich; aber es fiele nicht gar weit von der Wahrheit.«

»Ach, geh' doch: ärgern! Geh'! Die Komödie war ja doch von jeher dein allergrößtes Vergnügen!«

Er sprang in die Höhe, hob Hände und Blicke zum Himmel, und ließ sich dann wieder in den Sessel fallen. »O, Herr!« rief er, »da ist sie schon wieder mit ihrem Vergnügen! Sie pflastert heut' das ganze Haus mit Vergnügen, wie einen himmlischen Freudensaal. Ich sage dir aber, nein, zum Henker! nein, nicht Vergnügen, nein, Grimm und Aerger, Gift und Galle hab' ich von deiner verwünschten Komödie. Oder soll ein Mensch, der es mit der Kunst redlich meint, soll er es mit Vergnügen ansehen, wie sie dem schmählichsten Verfalle zuläuft? Soll er es mit Vergnügen ansehen« — —

Er wurde hier durch Klopfen an der Thür unterbrochen. Ein ältlicher Mann, von schlichtem Aeußern, trat mit einer tiefen Verbeugung ins Zimmer, welchem er sogleich schnell entgegen ging, mit dem Ausruf: »Ei, willkommen, herzlich willkommen zum ersten Mal in meinem Hause, mein lieber Herr Pastor!« Er reichte ihm freundlich die Hand, und zog zugleich mit der andern die Klingelschnur. Hierauf führte er ihn nach dem Sofa, stellte ihn seiner Frau vor, schob ihm, während er hier seine Verbeugung wiederholte, von hinten einen Stuhl in die Kniekehlen, so, daß er den angefangenen Bückling schnell abzubrechen, und sich nieder zu setzen genöthigt war, befahl dann dem eintretenden Diener, eine Tasse und eine Pfeife zu bringen, und sprach dann, sich wieder in seinen Lehnsessel niederlassend: »Nun aber sagen Sie mir, ich frage Sie, lieber Pastor, wie wäre Ihnen zu Muthe, wenn Sie Bauchgrimmen hätten, und ein Andrer glaubte, Sie schnitten Gesichter vor lauter Vergnügen? Was? Aber es war nur dein Scherz, Frau! Nicht? Du wolltest mich nach deiner Art nur ein wenig necken. Wie? Sprich, rede, antworte! Doch erst schenke Kaffee ein. Man kann nicht zwei Herren zugleich dienen. — Es war die Rede vom Theater, lieber Pastor. Das ist nun freilich ein Gegenstand, um den Sie sich wenig kümmern,

und ich wünsche Ihnen von ganzem Herzen Glück dazu: es erspart Ihnen zu jetziger Zeit einen großen Aerger und Kummer. Denn sehen Sie, ein Mensch wie ich, dem die närrische Lust am Theater nun einmal von Kindesbeinen an in den Gliedern gelegen hat, er kann nicht gleichgültig zusehen, wie mit jedem Tage der äußere Glanz zum Theil auf eine ungebührliche Weise zunimmt, und der innere Gehalt immer mehr verfällt; er kann nicht gleichgültig zusehen, wie hohle Declamation, mit ihrer Confidente: Attitüdenprunk und ihrer Schleppträgerin: Manier, sich breit auf den Brettern häuslich niederläßt, und Wahrheit und Natur, wie abgewiesene Bettlerinnen sich sacht aus dem Hause schleichen.«

»Wenn dem so ist, wie Sie sagen,« hub Bertram an, der sich während der langen Rede von der kleinen Verlegenheit erholt hatte, in die ihn der seltsame Empfang gesetzt — »wenn dem so ist — was ich freilich nicht beurtheilen kann, da ich lange kein Schauspiel sah — so mein' ich, wär' es doch vielleicht unbillig, den Schauspielern ganz allein die Schuld davon aufzubürden.«

»Wem sonst?« rief jener. »Ueberall, wo die Kunst verfiel« — —

»Ist sie durch die Künstler verfallen?« vollendete

Bertram lächelnd. »Ganz recht. Nur möchte ich unter den Künstlern die Schauspieler nicht allein, sondern auch die Dichter mit verstehen.«

Aus den großen Augen, womit Herr Balthasar den Sprechenden ansah, blickte seht deutlich die Verwunderung hervor, daß der Mann über einen solchen Gegenstand mitsprechen zu wollen schien. »Hm, hm, ich merke wohl, was Sie meinen!« sagte er endlich. »Und leider haben Sie nicht Unrecht.«

»Ich meine,« erwiederte Bertram, »es könnte wohl seyn, daß manche unserer dramatischen Dichter selbst uns nicht selten Declamationen für tragische Würde, rhetorischen Prunk für wahre Sprache der Leidenschaft, fleischlose Schatten für kräftig gezeichnete Charactere, überhaupt aber zu viel Worte und zu wenig Handlung geben, unter welcher letztern ich aber keineswegs etwa ein Accumulat zahlreicher Ereignisse und Begebenheiten verstehe, durch die wir jetzt wohl hier und da die Schaulust des Publikums füttern sehen.«

»Sie sind mein Mann!« unterbrach ihn Herr Balthasar. »Gut! Brav! Schön! Recht! Und so sind wir auf der Flucht vor der Hausbackenheit und gemeinen Natur der Familiengemäldezeit in den geraden Weg zur Manier und Unnatur hineingerathen.«

»So scheint es fast. Und in eine Manier, die unserm eigentlichsten Wesen zuwiderläuft. Unser deutsches Schauspiel soll überhaupt kein fremdes, am wenigsten etwa ein spanisches oder ein französisches seyn. Wahrheit und Characteristik scheinen mir die beiden Grundpfeiler des deutschen Schauspiels. Diese aufgeben, heißt für den Deutschen, den festen Gang auf seinen Füßen abschwören, und um groß zu erscheinen, zeitlebens auf Stelzen gehen wollen. Bedürft' es ja etwa irgend eines fremden Anhalts, nun, so fassen wir nur getrost die Hand des unsrer Natur so nah' verwandten brittischen Heros: Shakespear, der uns, unbeschadet unserer Eigenthümlichkeit, den Kopf schon über dem Wasser erhalten wird.«

»Halt, Freund,« rief Herr Balthasar, »auch hier keine Abgötterei und Dalailamaverehrung! Den Hut tief ab vor dem großen Christoph, unter dessen gewaltigem Schritte die Bretter zittern! Aber so klein sind wir nicht, daß wir uns von ihm müßten tragen lassen.«

Bertram wollte antworten, doch indem öffnete sich die Thür, und ein junges Mädchen, mit Blumen bekränzt und einen Korb mit Blumen in den Händen, trat rasch auf die Schwelle, zog sich aber, den fremden Mann erblickend, eben so schnell wieder zurück.

»Klara!« rief Herr Balthasar, »Klara! Nun möcht' ich wissen, was schämt sich das Mädchen?«

»Der eignen Schönheit, wie es scheint!« erwiederte Bertram, von der Erscheinung überrascht.

»Der fremde Besuch!« sagte Frau Rebekka lächelnd.

»Sündenfall!« rief Herr Balthasar.

Frau Rebekka lächelte fort und sprach: »Der kann nur einem Sünder einfallen! Das Mädchen schämt sich ihres Aufputzes vor fremden Augen; das siehst du doch wohl. Komm nur herein, Klärchen,« fuhr sie mit erhöhter Stimme fort, »komm nur immer herein, Klärchen, mein Kind!«

Klärchen trat herein, halb lachend, halb verlegen, und eilte auf die Mutter zu, indem sie im Vorbeigehen einen Augenblick dem Fremden gegenüber stehen blieb, und ihm mit hoch erglühenden Wangen ihren Knix machte. Bertram aber konnte seine Blicke gar nicht abwenden von dem wunderlieblichen Gesicht, das aus der Fülle der goldfarbigen, mit Rosen durchflochtenen Locken, wie ein Engelskopf durch Morgenwolken, schaute; und als sie jetzt im halblauten Gespräch mit der Mutter die langen dunkeln Wimpern von den Augen hob, und ihm der blaue Himmel daraus so

rein und freundlich entgegen strahlte, da faßte er Herrn Balthasars Hand, und indem er nach einem bekannten englischen Kupferstiche über dem Sofa zeigte, der eine Gruppe jugendlicher Gestalten, auf Wolken empor schwebend, darstellt, und diese Unterschrift führt, sprach er: Such is the King dom of Heaven! *)

»Meinen Sie?« erwiederte jener, das schöne Mädchen gleichfalls mit Wohlgefallen betrachtend. »Meinen Sie?« und schüttelte ihm herzlich die Hand. »Wahrlich ich meine es in diesem Augenblicke selbst, ob ich gleich recht wohl weiß — — Ja, mein Freund, wir sind nun einmal der Erscheinung unterthan und leibeigen, und graue Haare geben noch keine Freizügigkeit. Hoffentlich giebt sie uns auch der irdische Tod noch nicht. — Da schreiben wir alte Jungen dem Mädchen alle mögliche Tugenden zu, bloß weil ihr Aeußeres unsere Sinne bestrickt! Nun recht so! Es ist in der Ordnung!

»Das thun wir nun wohl eigentlich nicht!« nahm Bertram das Wort. »Wir schreiben ihr nur Kindlichkeit, Unschuld zu, also nur eine Unbekanntschaft mit dem Bösen, eine Abwesenheit desselben; wir

*) Ihrer ist das Himmelreich.

sehen ein reines Blumenbeet vor uns, in welches die Welt noch nicht Zeit gehabt hat, ihr Unkraut einzustreuen.«

»Das braucht die Welt nicht zu thun!« fiel jener rasch ein. »Des Unkrauts Saame liegt schon von Natur in jedes Menschen Brust; die Welt giebt nur Sonnenschein und Regen zum Gedeihen. Auch unter jenen Rosen« — — er zeigte auf Klara, die unbekümmert um das Gespräch, wie es schien, die großen Vasen auf dem Kaminsims mit frischen Blumen versah — »auch unter jenen Rosen liegt die Schlange; das Böse ist da, wenn es auch vielleicht noch schlummert.«

»Das sind nun wieder einmal von deinen Behauptungen!« sprach Frau Rebekka unwillig.

»Die Sie vielleicht selbst nicht einmal im Ernst behaupten wollten!« fügte Bertram hinzu. Herr Balthasar aber erwiederte hitzig: »O ja, das will ich, und in bitterm Ernst! Ich sage, und behaupte, und bin nicht der Erste, der es behauptet hat: der Mensch ist von Natur aus böse; und ich bin gleichfalls nicht der Erste, der es gesagt hat, daß selbst unsre guten Handlungen, ja unsere Tugenden, meist aus Fehlern oder Schwächen keimen.«

»Einige werden belohnt, die meisten vergeben!« *) entgegnete Bertram. »Ganz recht! Allein zwischen beiden Behauptungen ist, dünkt mich, ein großer Unterschied zu machen, und wenn ich Ihnen die zweite unter gewissen Bedingungen gern zugebe, so hätte ich gegen die erste wohl gar mancherlei einzuwenden.«

»Mit Erlaubniß, meine Herren!« sprach Frau Rebekka, als sich jetzt eben Klara wieder dem Tische näherte, rief diese zu sich, und sagte ihr etwas ins Ohr. Klara nickte freundlich mit dem Kopfe, und sprang aus dem Zimmer; Rebekka, zu ihrem Mann gewendet, aber sagte: »Nun weiter, wenn's beliebt!«

»Warum schickst du das Mädchen fort?«

Sie nahm gelassen eine gefallne Masche auf, und erwiederte gleichgültig: »Es war nur von wegen des Unkrauts.« — Herr Balthasar lachte laut auf. — »Und dann dachte ich,« fuhr sie fort, »du wolltest etwa dem Herrn Pastor erzählen, wie das Mädchen uns ins Haus gekommen ist. Ich denke, er gehört nun auch hinein.«

Bertram verneigte sich freundlich, und fragte dann

*) Klopstock.

mit Verwunderung, ob Klara denn nicht ihre Tochter sey?

»Nein,« entgegnete Herr Balthasar, »ich habe das Kind gefunden, und will Ihnen gern erzählen, wie, ob ich gleich die da wohl kommen sehe. Sie will mich mit mir selber schlagen. Wie fein! Beweist aber gar nichts, mein Schatz, gar nichts! — Die Geschichte ist kurz diese: Im Jahre 1809 hielt ich mich eine Zeit lang im südlichen Deutschland auf, zum Theil um der Mineralogie willen, auf die ich damals eben gestellt war. Der Krieg überraschte mich dort. Die Schlachten von Abensberg und Eckmühl waren geschlagen, und die östreichische Armee nahm ihren Rückzug, eh ich noch an den meinigen gedacht hatte. Nun war das Land von Franzosen überschwemmt, und ich saß in einem kleinen Städtchen fest. Es dauerte nicht lange, so waren die fremden Gäste auch hier.«

»In einer Nacht erschien ein starker Haufe französischer Reiterei; der General verlangte einen sichern Mann zum Führer, der sowohl der Gegend, als der französischen Sprache kundig sey. Da ich bei meinen Streifereien schon öfter in dem Städtchen gewesen, so kannten mich die Leute wohl, und wußten, daß Beides bei mir zutraf; deshalb, und weil sie wohl

auch die Ehre einem Fremden lieber gönnen möchten, als einem Heimischen, ward ich in Vorschlag gebracht und herbei geholt. Ich setzte mich mit Händen und Füßen dagegen; allein der General machte dem Streit auf die kürzeste Weise ein Ende. Auf seinen Wink saßen einige von seinen Dragonern ab; einer faßte mich unversehens von hinten um den Leib, zwei andere bei den Beinen, ein vierter hatte indeß schnell ein lediges Pferd herbei geführet. Im Handumdrehen prangte ich auf einmal im Schlafrock und Nachtmütze hoch zu Roß; die Dragoner lachten, Magistrat und Bürgerschaft schrieen: Adjes Herr Balthasar! Kommens bald wieder! Und so ging's im starken Trott zum Thor hinaus. Ich besann mich bald. Rebus angustis animosus atque fortis appare, sagte ich halblaut zu mir selbst, steckte die Füße in die Bügel, und zeigte fürs erste den Reitern, daß ich auch reiten konnte. So ritten wir die Nacht durch. Als der Morgen dämmerte, fingen vor uns die Kanonen an zu grollen. Bald darauf zankte auch das Kleingewehrfeuer dazwischen hinein, und ein blutrother Feuerschein, dem wir entgegenritten, stieg am Morgenhimmel empor, als wollt' er den anbrechenden Tag in der Geburt verschlingen. Das war aber die rechte Morgenröthe für den blutigen Tag, der kommen sollte. Es war der Tag des Treffens bei Ebersberg.

Wir trabten rasch vorwärts. Als wir eine Anhöhe erreicht hatten, lag vor uns, im Thal, ein brennendes Dorf; drüber hinaus zur Rechten und Linken in der Ebene zuckten Geschützblitze durch den Nebel. Der General befahl mir nun, sie seitwärts durch die Berge nach einem Orte zu führen, den er mir nannte, wahrscheinlich um von dort aus den retirirenden Oestreichern in die Seite oder in den Rücken zu fallen. Wir mußten in das brennende Dorf. Es schien von allen Einwohnern verlassen; todte Pferde und zerbrochene Wagen und Munitions-Karren lagen umher; kein Laut regte sich, als das Prasseln des Feuers, und es sah sich wunderlich an, daß die Häuser so in tiefer Stille und Ruhe fortbrannten, wie die Kerzen in der Frühmette. Als wir uns einem stattlichen Hause näherten, glaubte ich endlich von dort eine menschliche Stimme zu vernehmen. Ich hatte mich nicht geirrt. Aus einem Giebelfenster lehnte sich ein kleines Mädchen heraus, und schrie händeringend in einem fort: Mei Mutterl! ach, mei Mutterl! Der hintere Theil des Hauses brannte schon lichterloh, und die Flamme schlug eben über das Dach hin. Pauvre enfant! pauvre enfant! riefen die Offiziere hinter ihm, und trabten vorüber. Ich wußte eigentlich nicht recht, was ich that — ich fühlte bloß lebhaft den Grimm über das pauvre enfant und die

Unmöglichkeit, das Kind verbrennen zu lassen — ich hatte aber in dem Augenblick schon meinen Gaul herumgeworfen, setzte über den niedrigen Hecken-Zaun, und sprengte auf das Haus zu. Hinter mir entstand ein gräulicher Tumult. Halt! halt! schrien hundert Stimmen; mehrere Schüsse fielen; ich hörte die Kugeln pfeifen. Schießt nur, ihr Narren, ihr pauvres enfants! rief ich, ich habe jetzt keine Zeit, mich um euch zu kümmern! Ich sprang vom Pferde, und lief in das brennende Haus. Es war voll Rauch. In meiner Bosheit aber drang ich muthig hinein; die Treppe war zum Glück nicht weit von der Thür; oben ward die Luft freier. Ich fand das Kind, ein Mädchen von vier bis fünf Jahren, in einer Kammer unter umhergestreuten Kleidungsstücken, offnen Koffern und Mantelsäcken; im ganzen Hause sonst regte sich kein lebendiges Wesen. Ich versprach dem Mädchen, es zu seiner Mutter zu bringen, nahm es auf den Arm, wickelte es in meinen Schlafrock, und eilte nach der Thür. Meine Frau Liesel! schluchzte das Kind, indem es auf eine große Puppe zeigte, die am Boden lag. Ich raffte die Frau Liesel gleichfalls auf, und sprang nun die Treppe hinunter. Unterwegs fuhr mir der Gedanke durch den Kopf, daß hier wohl vielleicht die Gelegenheit sey, den Franzosen zu entwischen, und so mich von der verhaßten Frohne zu

befreien, die Feinde meines Vaterlandes zum Verderben meiner Landsleute anzuführen; ich wandte mich daher am Ende der Treppe nicht rechts nach der Hausthür, obgleich die helle Flamme bereits in den Hausflur hinein züngelte, sondern auf gut Glück zur linken Hand, in der Hoffnung, dort einen andern Ausweg zu finden. Ich stieß auf eine Thüre, die ich mit einem Fußtritt öffnete; sie führte mich in die Küche; eine zweite brachte mich in den Garten. So war ich im Freien; aber drum noch nicht geborgen, denn ich hörte die Stimmen der Franzosen, die mich im Garten suchten. Der Nebel jedoch, der immer dichter fiel, rettete mich: ich entwich glücklich über den Gartenzaun, warf meinen versengten Schlafrock ab, der mich im Fortkommen hinderte, und lief nach einem Gehölz, das ich vor mir erblickte. Ich mochte aber ein paar hundert Schritte darin vorgedrungen seyn, da sah ich mich schon wieder im Freien und auf der großen Straße, und als ich mich erschrocken zurück wandte, vernahm ich Pferdegetrapp ganz in der Nähe. Ich hatte kaum Zeit mich hinter einem Strauch nieder zu werfen. »Sey still,« flüsterte ich dem Kinde zu, »die Franzosen kommen!« Es schlang ängstlich seine Aermchen um meinen Hals. Der ganze Schwarm Reiterei, der General an der Spitze, zog wenige Schritte vor mir vorüber. Jetzt erst kam mir

die Angst. Das Herz hämmerte mir so heftig in der Brust, daß die Frau Liesel, die aus meiner Weste hervor schaute, darüber in eine seltsam nickende Bewegung gerieth; und ich will's Euch gern gestehen, ich ertappte mich selbst darüber, daß ich in meiner Angst das Vater-Unser rückwärts zu beten angefangen hatte, wie dieß in alten Geisterbeschwörungsgeschichten zu geschehen pflegt, wenn man die bösen Geister wieder entfernen will.« — —

»Vorwärts wäre besser gewesen!« sagte Frau Rebekka, indem sie ihren Mann mit einem besondern Lächeln ansah. —

»Nun, es half auch so!« fuhr dieser fort. »Die Franzosen zogen vorüber, ohne mich zu bemerken, und nach einer kurzen Rast und Ueberlegung schlug ich den Weg nach dem Gebirge ein; denn nach dem Städtchen zurück zu kehren, welches ich diese Nacht wider Willen verlassen hatte, durfte ich nicht wagen; in den Bergen aber war wenigstens vor der Hand noch Freiheit und Sicherheit, und ich hatte dort Freunde. Wie ich nun mit Hunger und Kummer, Gefahr und Noth, mich bis dahin durchgeschlagen, das erzähle ich vielleicht ein andermal. Genug, ich fand endlich Aufnahme bei einem wackern Landmanne, der vor Kurzem erst mein Begleiter auf einer Reise

ins Salzburgische gewesen war. Er gab mir mehrere Wochen lang Kost und Wohnung, versah mich mit Kleidung; denn ich war ja von Allem entblößt, und half mir sogar mit eigner Gefahr wieder zu meinen Sachen, die ich in jenem Städtchen zurück gelassen hatte, bis ich endlich, nach der Schlacht bei Wagram, Gelegenheit zur Rückkehr fand, und meiner Frau das Mädchen sammt der Frau Liesel überbringen konnte. — »Und Sie erfuhren nichts von den Aeltern des Kindes?« fragte Bertram. — Ja, ich erfuhr auf mein Nachforschen in dem Dorfe, wo ich es gefunden, daß es wahrscheinlich einem Wachtmeister des Regiments angehörte, welches in jener Nacht dort von den Franzosen überfallen worden, und dessen Uniform man mir beschrieb. Als ich mich dadurch geleitet, an das Regiment selbst wandte, fand sich, daß Alles zutraf; allein ich erhielt auch zugleich die Nachricht, daß jener Wachtmeister, mit Namen Masquard, und von Geburt ein Niederländer, in dem Gefecht an jenem Morgen geblieben, von seiner Frau aber seit dieser Zeit nichts weiter gehört worden sey. Mein wiederholter Aufruf in den Zeitungen war ohne Erfolg. — »Wenn ich das Mädchen wieder von mir hätte lassen müssen!« rief Frau Rebekka. — Herr Balthasar reichte ihr die Hand und sprach: »Wenn der Mensch durch Liebe und Sorge sich etwas aneignen,

und zu dem Seinigen machen kann, so dürfen wir das Mädchen wohl unsere Tochter nennen.« —

»Sie haben sich ein schönes Recht darauf erworben,« — nahm Bertram das Wort. »Meinen herzlichen Dank für Ihre Erzählung! — Um so mehr,« fuhr er lächelnd fort, »da sie uns in der That einen trefflichen Beweis gegen Ihre Behauptung von vorhin an die Hand gegeben hat.« —

»Ach, Possen, Possen!« rief jener. »Darum wollte auch die da, daß ich erzählen sollte. Aber hofft nur nicht, meine Eitelkeit zu Eurem Alliirten zu machen. Ich weiß nur zu gut, wie wenig ich mir auf diese schöne That einzubilden habe. Ohne das pauvre enfant der Franzosen hätte ich das Kind eben auch verbrennen lassen, das glaubt mir. Aber ich ärgerte mich darüber, eben weil es Franzosen waren. Ein: »armes Kind!« aus deutschem Munde hätte mich bei weitem nicht so grimmig gemacht, als das pauvre enfant. Nun wollte ich sie beschämen, ich, der Deutsche, die Franzosen; ich wollte mich ein wenig bewundern, ich wollte mich ein wenig sehen lassen; daß ich mit meinem Pferde dabei über die Hecke setzen konnte, war auch nicht übel, u. s. w. Und wenn das Kind nicht so hübsch war, wer weiß, ob ich nicht, von Hunger, Anstrengung und Angst erschöpft,

wie ich war, im ersten besten Dorfe es wieder hinter den Zaun gesetzt hätte? Und wenn das Mädchen nicht so schön wäre, wer weiß, ob wir es auch so liebten? Doch nein, Klara, nein, mein gutes Kind,« — fuhr er fort, denn Klara trat jetzt eben wieder ins Zimmer, und blieb an der Thür stehen — »komm her zu mir! Dich hätt' ich lieb, auch wenn du häßlich wär'st!«

Klara näherte sich ihm mit zögernden Schritten, und schien geweint zu haben. Sie blieb vor ihm stehen, und sagte mit ängstlicher, stockender Stimme: »Lieber Vater, ich wollte dir nur sagen, die Schauspielerin — es steht jetzt immer so viel von ihr in den Zeitungen da — du sagtest neulich, daß du sie wohl sehen möchtest — die Schröder« —

»Die Schröder!« rief Herr Balthasar — Nun? wie? was? Sie ist doch nicht hier?« —

»Nein, nein, lieber Vater, das nicht, aber sie wird, sie ist« — Ihre Stimme wurde immer weinerlicher. —

»Was ist sie denn? ist sie todt?« —

»Nein — nein — aber sie kommt nach Berlin.« —

»Wie? nach Berlin? Eil Woher weißt du das, Mädchen?« —

Doch jetzt brachen die Thränen unaufhaltsam aus ihren Augen: sie eilte zu der Mutter, kniete vor ihr nieder, und verbarg schluchzend den Kopf in ihren Schooß. — »Klara!« rief diese erschrocken, »was ist dir? was ist geschehn?« —

Herr Balthasar rückte ungeduldig auf seinem Stuhle hin und her. »Ich verstehe das Mädchen nicht! Was meint sie denn? Ist denn das ein Unglück, daß die Frau nach Berlin kommt? Oder möchtest du gern hin, Klara? Möchtest du sie gern sehen? Sprich! Rede! Ich habe es zwar verschworen, je wieder ins Theater zu gehen, und mag von allen Schauspielern und Schauspielerinnen auf dieser Welt nichts mehr wissen, aber sieh, mein Kind« — —

Klara sprang schnell empor, eilte zu ihm, und warf sich an seine Brust. »Ach, lieber, lieber Vater,« rief sie, »nur dießmal noch erbarme dich! die arme Frau ist so gut und so brav!« —

»Gut und brav?« sagte Herr Balthasar ein wenig verwundert — »Nun, mag seyn! Man lobt sie ja von allen Seiten.« —

»Und so arm!« fuhr Klara fort — »Und so krank!« —

Er faßte das Mädchen an beiden Schultern, und starrte ihr ins Gesicht. »Arm? Ich bitte dich,

Klara? und krank? Wie denn? wer denn? wo ist sie denn?«

»In der Schenke!« erwiederte Klara leise. —

Er sprang vom Stuhle empor. »In der — Gott sey bei uns! In der Schenke? Die Schröder in der Schenke?« —

»Nein, nein, lieber Vater,« schluchzte sie, »nicht die Schröder! nur eine arme Schauspielerin — sie konnte nicht mehr fort — ach, sie muß gewiß sterben, wenn du dich nicht erbarmst, wenn du nicht hilfst. Der Wirth will sie nicht länger behalten ohne deine Erlaubniß; der Richter verlangt einen Paß, von mir will sie selber nichts mehr nehmen, wenn du nicht drum weißt — ach, und die armen Kinder!« —

Sie sprang nach der Thür, öffnete sie, und führte ein Mädchen von etwa vierzehn Jahren herein, die mit demüthig vor der Brust gefalteten Händen an der Thür stehen blieb. Sie strich ihr die dunkeln Haare aus der Stirn, küßte sie auf die bleichen Wangen, und sprach ihr leise Muth ein. »Sieh nur, Vater,« sagte sie zu diesem, »das arme Kind, wie bleich, wie hager!« Und indem sie sich mit halblauter Stimme zur Mutter wandte: »Ich habe ihr das Kleid gegeben; du bist nicht böse, liebe Mutter. Ach,

ich wollte auch meine goldne Kette verkaufen lassen in der Stadt, ich wollte einen Arzt aus der Stadt holen lassen und Arznei, aber ich durfte ja nicht.« —

»Wozu aber dieses Verheimlichen, Klara?« sagte Frau Rebekka ernst. —

»Ach, du liebe Mutter,« rief sie, und ihre Thränen brachen aufs Neue hervor, »ich hatte ja den Vater so oft so viel Böses von den Schauspielern sagen hören — und er wurde immer so zornig dabei — ach, ich fürchtete mich, ich wagte ja nicht, es ihm zu sagen; ich glaubte, er würde die arme Frau fortweisen lassen.« —

»Das glaubst du von mir, Klara?« fragte Herr Balthasar im Tone des Vorwurfs. —

»Nicht wahr? nicht wahr? das war sehr einfältig von mir! Schelte mich, strafe mich, lieber Vater!« — sie küßte freudig seine Hand — »wie konnte ich denn auch glauben, daß du dich der armen kranken Frau nicht erbarmen würdest! Sieh, Lydia — sie lief auf das Mädchen zu, und zog sie mit sich fort — »sieh, ich sagte dir es wohl, mein Vater ist gut, er wird uns helfen! Nicht? Vater, nicht? Du guter, guter Vater!«

»Nun ja doch, ja,« rief diesen, »der Frau soll geholfen werden. Ich will gleich selbst zu ihr gehen. Aber sage mir, woher weißt du, daß die Schulden —«

»Das wird dir Lydiens Mutter selbst erzählen. Ich habe es von ihr. — Und die arme Lydie« — sie sprach ihm leise ins Ohr — »Das arme Kind behältst du hier; nicht wahr? Die bleibt bei uns, Vater. Das soll dir gar nichts kosten. Kleider erhält sie von mir; ich habe ja so viele, viele, und sieh nur, sie ist fast so groß als ich, und was sie sonst noch braucht — lieber Vater, von heut an giebst du mir kein Taschengeld — ich nehme keins mehr, Vater —«

»Nun, nun, unterbrach er sie lächelnd, »wir wollen sehn! Sprich nur mit der Mutter. Und,« fuhr er fort, sie beim Arm zurückhaltend — »nach Berlin möchtest du auch gern, du Schelm, nicht wahr?«

Doch Klara antwortete ihm nicht darauf, sondern zog Lydien mit sich fort zur Mutter, und als diese nach einigen Fragen, die sie an Lydien that, von Klarens Liebkosungen bestürmt, ihre Einwilligung nicht versagte, kannte das Mädchen ihrer Freude keine Gränzen mehr. Sie lief von einem zum andern, umarmte die Mutter, umarmte den Vater, umschlang dann wieder die Kniee der Mutter, herzte und küßte

Lydien, ja sie war im Begriff, auch den Pastor zu umarmen, als sie plötzlich sich besann, daß er ja ein Fremder sey, und nun mit weit offenen Armen hoch erröthend und verlegen vor ihm stehen blieb. Herr Balthasar aber umfaßte das liebliche Kind, küßte es auf die Stirn, und rief, indem er dem Pastor die Hand reichte: »Such is the King dom of Heaven! — Und künftige Woche reisen wir nach Berlin!«

Zweites Blatt.

Im Schlosse zu Wahlheim zeigte sich seit Kurzem überall große Thätigkeit. In den obern Dachstuben war ein Frauenschneider mit zwei Gehülfen niedergesetzt worden; im zweiten Stock schienen eine Putzmacherin und eine Nähterin sich in Frau Rebekka's Zimmer häuslich niedergelassen zu haben, und im untern Geschoß trieb Herr Balthasar theils in seiner Bibliothek, theils auf dem Hofe sein höchst geschäftiges Wesen.

Es war ihm nämlich gelungen, die stille Opposition seiner Frau gegen die Berliner Reise, nicht ohne Anwendung manches kleinen Kunstgriffs, auf den sich seine Menschenkenntniß etwas zu Gute that, endlich und zwar so vollständig zu überwinden, daß Frau Rebekka, trotz ihrem Hange zur Ruhe und Bequemlichkeit, sich sogar entschlossen hatte, mit zu reisen; ja sie war bei den dazu erforderlichen Zurüstungen, und besonders bei den nothwendig befundenen Ergänzungen und Verbesserungen von ihrer und Klärchens Garderobe, allmählig in eine Art von Begeisterung gekommen, die oft selbst Herr Balthasars stille

Verwunderung erregte, obgleich die Vorbereitungen zur Reise auch sein Leben in ungewöhnlich rasche Schwingungen gesetzt hatten.

Seine Geschäfte waren in diesen Tagen sehr mannichfaltig gewesen. Es hatte ein neuer Reisewagen ausgewählt und gekauft werden müssen; denn da Herr Balthasar sich für einen erklärten Feind des Engesitzens im Wagen, wie bei Tische, bekannte, überdieß auch Pastor Bertram, der ihm bereits unentbehrlich geworden, die Reise mitmachen sollte, so waren zwei Wagen dazu erforderlich. Als der neue aber ankam, fanden sich noch mancherlei Abänderungen und Verbesserungen, besonders noch verschiedene Taschen und Behältnisse daran anzubringen. »Denn viele Taschen,« pflegte Herr Balthasar zu sagen, »gehören eben so zu einem guten Reisewagen, wie bei den Katholiken die guten Werke zur Seligkeit.« Der alte Wagen verlangte nun gleichfalls Reparatur und neuen Aufputz, so wie der Residenz zu Ehren Kutscher und Bediente neue Livree erhalten mußten, und endlich überraschte Herrn Balthasar sogar die klare Ueberzeugung, daß die Anschaffung eines neuen Postzugs nicht zu umgehen sey. Dieß Alles nun hatte mancherlei Ueberlegungen und Verhandlungen, ja hin und wieder wohl eine kleine Zeichnung nothwendig gemacht,

und dabei war viel Zeit vergangen. Noch mehr Zeit aber, als diese materiellen Zurüstungen zur Reise, nahmen die geistigen hinweg.

Herr Balthasar hatte in dieser Hinsicht Anfangs geglaubt, mit Reichards Passagier, Nicolai's Beschreibung von Berlin und Potsdam, und etwa Plümike's Theatergeschichte von Berlin vollkommen auslangen zu können; allein bald hatten ihn die in diesen Büchern enthaltenen Beschreibungen von Kunstwerken und die historischen Angaben unvermerkt weiter geführt; auf der einen Seite durch Königs Geschichte der Residenz Berlin zu den Werken Friedrichs II., Pöllnitz Memoiren, u. s. w. bis zu Puffendorfs Res gestae und Küsters Bibliotheca histor. Brandenburg. hinauf; auf der andern Seite zu Mangers Baugeschichte von Potsdam, und Stieglitz Bauk. der Alten, Begers Thesaurus Brandenburgicus, und Köhlers Münzbelustigungen, und endlich durch Leos zur Familie Lykomedes zu Sulzer, Winkelmann, Lessing, Göthe, Fernow, Cicognara, und immer weiter. Die Bücher thürmten sich rings um seinen Schreibtisch mit jedem Tage höher empor; alle Tische, alle Stühle lagen voll; und da sich ihm bei jedem Buche immer wieder neue Beziehungen und Betrachtungen aufdrängten: so schien dieses Studium gar kein Ende abzusehen.

Auf diese Weise waren die acht Tage, die er sich und den Seinigen zu den Reisevorbereitungen bewilligt hatte, längst verflossen, und die Abreise ward noch immer von einem zum andern aufgeschoben, bis ihm endlich ein Brief aus Berlin die Nachricht brachte, daß die Schröder nur noch in einer kleinen Anzahl von Rollen auftreten werde, und durchaus kein Augenblick zu verlieren sey, wenn er sie noch in einigen ihrer trefflichsten bewundern wolle.

Im ersten Augenblick überraschte ihn diese Nachricht, wie ein Blitz aus heiterm Himmel. Seine Hände, die den offenen Brief hielten, sanken langsam herab, und er starrte sprachlos eine lange Weile seinen vor ihm stehenden David an, der ihm den Brief gebracht hatte, und, ohne eine Miene zu verziehen, aus den grauen, weit vorstehenden runden Augen ihn wieder anstarrte. Dann schritt er heftig ein paar Mal im Zimmer auf und nieder. »Ist die Frau bei Sinnen?« rief er. »Wie kann ich denn jetzt schon reisen? — Und doch« — fuhr er nach einer Weile fort — »aut, aut! — David, zum Henker! steh' er nicht wie ein Stock! rühr' er die Glieder! Nun gilt's. Es ist kein Augenblick zu verlieren. Uebermorgen mit dem Frühsten, morgen, wenn's seyn kann, reisen wir, oder die ganze Reise

ist umsonst.« — David zog lächelnd den großen Mund bis an die Ohren. — »Nun, was grinst er? was hat er? was will er?« rief Herr Balthasar.

»Der Mensch denkt, Gott lenkt!« sagte David gelassen. Uebermorgen wird's wohl noch nicht möglich seyn!«

»Es muß aber möglich seyn, sag' ich ihm! Warum soll's nicht möglich seyn? Was? Es muß möglich seyn!«

»Muß ist eine harte Nuß,« lächelte David wieder — »und die gnäd'ge Frau — « — Er stockte.

»Nun? nun? Nur weiter, nur heraus damit?«

»Nun, ich meine nur, es hat sich mancher die Zähne daran ausgebissen, und die gnäd'ge Frau — «

»Nun, zum Henker! was ist mit der gnäd'gen Frau? Wie?«

»Hm, ich meine nur, sie klagt ja immer über Zahnschmerzen, und — — «

»Er ist ein Narr!« rief Herr Balthasar halb ärgerlich, halb lachend, indem er seine Wanderung im Zimmer von Neuem begann.

»Der Schneidermeister oben,« fuhr David fort, »der Schneidermeister meinte heut', ich wäre keiner

weil ich gesagt hätte, unter acht Tagen könnte er mit all' der Arbeit nicht fertig werden. Mosje David, sagte er, Sie sind ein verständiger Mann; Sie wissen, was zur Kunst gehört."

Herr Balthasar blieb eine Weile mitten im Zimmer stehen. — „Va!" rief er endlich. „Vogue la Galère! Es bleibt keine Wahl. — Und recht besehen, ist es mir lieb, daß der Brief da mit einem Male all' den Vorbereitungen ein Ende macht. Der Kopf fing mir fast an zu schwindeln. Eine gelinde Nothwendigkeit ist für den Menschen in der Regel eine Wohlthat."

David nickte mit dem Kopf, und sagte halb für sich: Manchmal der Prügel, manchmal der Riegel! Sie thun dem Menschen beide Noth."

„Ihnen aber, scheint mir, ganz vorzüglich der erste!" rief Herr Balthasar lächelnd, und ging, um sich zum Abendessen zu begeben, zur Thür hinaus, mit abgemessenem Schritt und aufgerichtetem Haupte; denn das Gefühl, jetzt so zu sagen als das Schicksal selbst, das hohe, unerbittliche, seiner Frau in die Kreise ihrer Geschäftigkeit zu treten, gab ihm eine gewisse feierliche Würde, und streckte ihn um einen guten Zoll über seine gewöhnliche Statur.

Er fand Frau Rebekka vor einem Tische, auf welchem eine große Menge Zeugproben ausgebreitet lag, eben mit der wichtigen Angelegenheit der Auswahl eines Stoffes zum Kleide ernstlich beschäftigt. Die beisitzenden Räthe waren Klara, die Putzmacherin, Lydie und ihre Mutter, die fremde Schauspielerin, von welcher im vorigen Abschnitt die Rede gewesen. Madame Bellom, wie sie sich nannte, war nämlich von der mitleidigen Rebekka aufgenommen und in ihrer Krankheit gepflegt worden, und hatte sich während ihrer Genesung, klug und gewandt, die Gunst der Hausfrau in so hohem Maße zu erwerben gewußt, daß diese ihrem Mann vorschlug, die angenehme Person als Gesellschafterin in ihrer ländlichen Einsamkeit ganz bei sich zu behalten; worauf Herr Balthasar auch sogleich mit einer Willfährigkeit eingegangen war, die außer seiner natürlichen Gutmüthigkeit noch einen andern geheimen Grund zu haben schien, wie wir bald sehen werden.

„Ach! liebes Väterchen,“ rief Klara, als er jetzt ins Zimmer trat, und sprang ihm entgegen, „das ist gut, daß du kommst! Du sollst für mich wählen. Ich bin in der größten Verlegenheit.“ Sie zog ihn zum Tisch. „Sieh, dieses Zeug gefällt mir sehr, auch dieß, und dieß, und dieses hier ist doch auch

wunderschön — ich möchte sie eigentlich alle haben. Aber wenn ich nun wählen soll, wähle ich mir gewiß von allen das schlechteste.“

„Das ist in der Regel!“ lächelte Herr Balthasar.

„Ja,“ sagte Frau Rebekka, „es ist doch allzeit ein verdrießlicher, ja mehr oder weniger peinlicher Zustand für den Menschen, wenn er mit sich selbst über etwas nicht ins Reine kommen kann. Das zeigt sich sogar bei dieser Kleinigkeit.“

„Nun dann,“ erwiederte er, und erhob seine Stimme, „dann verdiene ich mir ja wohl den größten Dank, wenn ich Euch mit einem Male die ganze Wahl und Qual erspare. Denn, Kinder, übermorgen mit dem Frühsten reisen wir.“

Ein lauter Ausruf des Staunens, Schreckens, ja des Unwillens drängte sich aus allen fünf weiblichen Kehlen.

„Uebermorgen abreisen!“ rief Klara. „Liebes Väterchen, wo denkst du hin?“

„Er scherzt,“ sprach Frau Rebekka, „das siehst du doch wohl! An eine Abreise übermorgen kann im Ernst ja gar kein Gedanke seyn. Das ist so unmöglich — —“

„Als eine allgemeine Türkenbekehrung!“ fiel Madame Belloni ein.

„Nun,“ rief Herr Balthasar, „so werden wir auch einmal das Vergnügen haben, das Unmögliche zu thun, wie die Franzosen, die es alle Tage thun.*) Da lies nur diesen Brief, mein Schatz! — Und, Kind,“ — er wandte sich an die Belloni — „von wegen der Türkenbekehrung — hm! es ist noch nicht aller Tage Abend. Kind, ich sage Ihnen, die Türken —“

„Ach Türken! was helfen mir hier alle Türken!“ rief Frau Rebekka ärgerlich, doch ohne von dem Briefe, in dem sie las, aufzublicken.

Herr Balthasar fuhr fort: „Ja, Kind, ich sage Ihnen, die Türken — wir stehen an der Schwelle großer Ereignisse — wenn Sie wüßten, was ich weiß —“

„Nun, ich weiß nur so viel,“ rief Frau Rebekka abermals, daß es ein wahrhaft türkisches Ansinnen ist und bleibt, eine Abreise übermorgen früh zu verlangen.“

*) Herr Balthasar hat hier wahrscheinlich die gewöhnliche Redensart der Franzosen im Sinne: il a fait l'impossible, je ferai l'impossible etc.

Die vier andern Stimmen wurden nun auch laut, und suchten ihm alle durch einander die Unmöglichkeit der Sache zu beweisen, so daß Herr Balthasar endlich, verwirrt und betäubt, nur um einen Augenblick Gehör, und seine Frau um die Gefälligkeit bat, ihm einzeln und in der Kürze die Hindernisse anzugeben, die sich der Abreise nach ihrer Meinung entgegenstellten.

Nachdem er ihre etwas weitläuftige Auseinandersetzung des wichtigen Textes, sammt den beigefügten Noten und Erläuterungen der Uebrigen gelassen angehört, gab er seine ungemeine Freude darüber zu erkennen, daß diese Hindernisse, wie er gleich vermuthet, eigentlich gar keine wären.

„So? Gar keine?“ rief Frau Rebekka hitzig. „Vermuthlich auf dieselbe Art, wie du mir neulich beweisen wolltest, daß des Verwalters große Nase an sich eigentlich keine große Nase sey!“

„Und ich bleibe noch bei meiner Behauptung!“ erwiederte er mit großer Lebhaftigkeit. „Die Nase an sich, mein Schatz, die Nase an sich — —“

„Die absolute Nase!“ sagte die Belloni lächelnd. — Er fuhr fort: „Du hast mich nur damals gar nicht verstanden, wie das gewöhnlich mein Schicksal

ist, und wir wurden unterbrochen. Aber die Sache ist leicht zu beweisen. Ich meinte nämlich, und behauptete — —“

„Ach, Väterchen, bitte,“ rief Klara, sprich nicht von der abscheulichen Nase. Es ist genug, daß ich sie alle Tage sehen muß.“

„Ja,“ sagte Frau Rebekka, „du hast Recht. Man kriegt den Schnupfen, wenn man nur an sie denkt. Jetzt sprechen wir von den Hindernissen, die ich angeführt, und ich wünschte wohl zu wissen, warum sie denn gar keine seyn sollen.“

„Hm —“ erwiederte er zögernd — „weil ich sie fast alle, mit einem Worte, aus dem Wege räumen kann. Denn — — “ — Seine Augen hafteten mit einer gewissen Unruhe auf der Putzmacherin; die Belloni aber, als errieth sie seine Gedanken, sagte dieser etwas ins Ohr, vermuthlich einen Auftrag, denn sie nickte mit dem Kopfe und verließ sogleich das Zimmer.

„Denn ich muß dir sagen,“ fuhr er nun mit freierer Stimme fort, „alle diese Dinge, die du zu unserm Auftritt in der Residenz für nothwendig hältst, können, wenn wir nur einmal dort sind, gar leicht binnen 24 Stunden herbeigeschafft werden, und hof-

sentlich besser und geschmackvoller als hier. Ich berufe mich auf die Erfahrung unsrer Freunde."

Die Schauspielerin bestätigte und bekräftigte seine Behauptung aufs Vollkommenste. Frau Rebekka schwieg und sah sie starr an, und es war ihr deutlich anzumerken, daß sich ein neuer Ideengang in ihrem Kopfe zu entwickeln anfing. Dennoch fuhr sie nach einer Weile nicht nur fort, sich der schnellen Abreise hartnäckig entgegen zu setzen, sondern führte auch noch neue Gründe gegen die Möglichkeit derselben ins Feld.

„Zu Tische, zu Tische!" unterbrach sie endlich Herr Balthasar ungeduldig. „Mich hungert, und während wir uns hier im Streit erhitzen, wird die Suppe kalt, und guter Rath kommt nicht allein über Nacht, sondern auch oft über Mahlzeit. Das wußten unsre Vorfahren. Der hungrige Mensch ist specifisch ein ganz andres Thier, als der satte, und wie viele der wichtigsten Begebenheiten, die uns die Geschichte meldet, mögen sich danach gestaltet haben, ob die Helden gegessen hatten oder nicht, ja sogar nach dem, was sie gegessen hatten. Und, Klara," fuhr er fort, sich setzend, „geh' doch hinüber in die Bibliothek, und bring' mir den Brief aus Wien, der auf meinem Arbeitstische liegt — weil mir vor den Türken

sprachen" — er wandte sich zu der Bellona — „ich weiß, Sie haben ein Interesse für solche Dinge — und bring' die Karte von Griechenland mit, die dabei liegt!"

Lydie erbot sich zur Begleitung. Frau Rebekka sah ihren Mann kopfschüttelnd an, und rief den Mädchen nach: „So nehmt wenigstens Licht mit! Es ist jetzt schon finster auf dem Korridor."

Dieser Korridor stand bei dem größten Theile der Hausgenossenschaft in übelm Rufe; hauptsächlich wohl wegen des darin in die Wand gemauerten schwarzen Kreuzes, und weil er nach dem alten, unbewohnten und baufälligen Theile des Schlosses führte, von welchem man sich wunderliche Dinge ins Ohr raunte. Die Bibliothek stieß unmittelbar an diesen, und zwar an den sogenannten Rittersaal, eine große gewölbte Halle mit bunten Fenstern, in welcher allerlei Seltenheiten, eine Menge alter Waffen der verschiedensten Art und eine Reihe von Familienbildern der vorigen Besitzer aufbewahrt wurden.

So war es denn natürlich, daß die beiden jungen Frauenzimmer jetzt im Zwielicht nicht ohne eine kleine Anwandlung von Furcht und Grauen ihre Wanderung durch den verrufenen langen Gang antraten. Besonders Lydie scheu in allen Winkeln, und schloß

sich immer dichter an Klara; je näher sie dem schwarzen Kreuze kamen, wo einst, nach der Sage, ein ehemaliger Besitzer des Schlosses von seinem Bruder im Zweikampf erstochen ward. Klara versuchte ihre Freundin auszulachen; aber dennoch wurden ihre Schritte immer länger, und als sie das schwarze Kreuz im Rücken hatte, fing sie unter öfterm Zurücksehen an, überlaut zu singen.

Beim Eintritt in die Bibliothek begrüßte sie durch das Fenster gegenüber der Vollmond, der eben aus dem dunkeln Fichtenwalde hinter dem Garten emporstieg. »Ach sieh, wie prächtig!« rief Klara, und eilte das Fenster zu öffnen. Indem erhoben sich die leisen klagenden Töne einer Flöte aus dem nahen Gebüsch, und schienen auf den Strahlen des Mondes, als auf ihrem Elemente, zu ihnen herüber zu schwimmen. »Hörst du, Lydie, hörst du?« flüsterte Klara mit zurückhaltendem Athem. »Da ist der Flötenspieler wieder.« — Ein bis jetzt noch nicht gekanntes Gefühl schien in ihr zu erwachen, und hob die jugendliche Brust. Sie lehnte den Kopf an Lydiens Schulter; Lydie schlang den Arm um ihren Nacken. »Ach, Lydie,« sagte sie leise, »wie ist mir denn? Mir ist so wohl und doch auch so weh — ich bin so glücklich und doch könnt' ich auch weinen!«

»Du Himmelskind,« erwiederte Lydie, »kennst du denn die Wonne der Wehmuth noch nicht? Hast du das herrliche Sonnett von Schlegel nicht gelesen?« Sie fing langsam und mit halblauter Stimme an, das Gedicht herzusagen. In diesem Augenblicke aber ließ sich in dem anstoßenden Rittersaale ein furchtbares Getöse und Gepolter vernehmen, als ob alle die alten Rüstungen und Waffen mit einem Mal von den Wänden herab stürzten. — »Jesus Maria!« schrie Lydie, »was ist das?« — Nun war alles still. Doch bald erhob sich ein leises Geräusch, wie von Ketten, die auf dem Boden hin schleiften, und schien sich der Thür zu nähern. — »Sey uns gnädig und barmherzig!« kreischte Lydie, »der Ritter mit den Basiliskenaugen! Der Brudermörder!« — Sie faßte Klarens Arm, und indem sie die noch Halbträumende mit sich fortriß, ergriff sie das auf dem Tische stehende Licht, stolperte aber dabei über einen auf der Erde liegenden Folianten, das Licht entfiel ihrer Hand, und rollte brennend auf dem Boden hin. Klara wollte es wieder aufheben; doch indem sie sich dabei wandte, kam es ihr vor, als ob in der That die Thür zum Rittersaal sich leise knarrend öffne, und vom heftigsten Entsetzen erfaßt, stürzten nun beide aus dem Zimmer; bleich und athemlos stürzten sie in den Speisesaal.

»Klara! mein Kind!« rief Frau Rebekka aufspringend, und eilte ihnen entgegen. »Was ist geschehn? mein goldnes Kind! was hast du? sprich, was ist dir widerfahren?« — Klara warf sich an ihre Brust; sie vermochte nicht zu sprechen. »Siehst du! siehst du!« fuhr jene fort mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Mann, der gleichfalls erschrokken herbei geeilt war, und die beiden Mädchen, von einer zur andern laufend, mit seinen Fragen bestürmte. — „Siehst du! ich dachte es wohl! Jetzt im Zwielicht die armen Kinder dorthin zu schicken! Deine verwünschten Türken!“

Es dauerte lange, bis die armen Kinder im Stande waren, zu erzählen, was ihnen begegnet sey.

„Kinderpossen!“ rief Herr Balthasar. „Ein paar Katzen, die im Rittersaal Turnier gehalten haben! Einige alte Hellebarden vielleicht, die dabei zu Falle gekommen sind! Alles Andre ein Blendwerk Eurer thörichten Furcht! Ich werde gleich selbst hingehen, und Euch überzeugen.“

Er ließ aber dennoch Lydien noch einmal erzählen, wie die Thür sich leise geöffnet, wie ein schwarzhaariger Kopf heraus geguckt, und sie mit den Basiliskenaugen angestarrt; denn der höchst lebendige

Ausdruck ihrer Blicke und Mienen, ihr lebhaftes Geberdenspiel dabei, gewährten ihm großes Vergnügen. Er konnte sich nicht enthalten, ihrer Mutter zuzuflüstern: »Welche außerordentliche Schauspielerin giebt das einst!«

»Das wolle der Himmel verhüten!« erwiederte diese rasch und ernst.

Indeß ließ sich vom Hofe her ein verworrenes Getöse, ein Hin- und Wiederlaufen und lautes Zurufen vernehmen. Herr Balthasar eilte nach dem Fenster, und schickte zugleich David ab, sich zu erkundigen. Auf dem Hofe zeigte sich ein Zusammenlauf vor den Fenstern der Bibliothek, wie es schien; des Verwalters laute Stimme ertönte aus dem Haufen, und gleich darauf setzte sich der ganze Trupp in schnelle Bewegung nach dem Schloßthor. — Jetzt trat David wieder ins Zimmer, ein wenig bleicher als gewöhnlich, doch sehr freundlich lächelnd. Er schlug die Hände auf dem Rücken übereinander, und trat zu Frau Rebekka. »Unverhofft kommt oft!« sprach er. »Belieben Sie nicht zu erschrecken. Es brennt in der Bibliothek.« — Die Frauenzimmer schrieen laut auf; Herr Balthasar war mit zwei Sprüngen zur Thür hinaus; die Andern folgten ihm in großer Hast; nur David ging gelassen hinterdrein.

Als Herr Balthasar die Thür der Bibliothek erreichte, schlug er voll Verzweiflung die Hände über dem Kopf zusammen, denn der ganze Saal schien in Flammen zu stehen. Indeß war der Schreck größer, als die Gefahr. Das Licht, welches Lydien entfallen war, hatte einen der Vorhänge in Brand gesteckt, die vor den großen Bücherschränken herabhingen, und das Feuer an dem leicht entzündlichen Stoffe sich schnell durch den ganzen Raum verbreitet. Der Verwalter und seine Leute thaten ihm aber durch Herabreißen der Gardinen und einige Eimer Wasser bald Einhalt, und Herr Balthasar schöpfte wieder Athem und neues Leben, als er fand, daß außer einigen durch den Rauch geschwärzten Einbänden, seinen Büchern sonst kein Schade geschehen war. In der Freude seines Herzens machte er den rüstigen Löschern eine ansehnliche Verehrung an Geld, Bier und Branntwein, und wollte sich nun eben zu dem gestörten Abendessen begeben, als David ihn an den Rittersaal erinnerte. Diese Untersuchung konnte nicht unterlassen werden; er verfügte sich also auf der Stelle dahin. Das starke Geleit machte auch den Frauenzimmern Muth, ihm zu folgen.

Man fand die Thür, wie gewöhnlich, verschlossen, und als sie geöffnet wurde, zeigte sich der Ein-

tretenden beim ersten Blick die wahrscheinliche Ursache des Getöses, welches die beiden jungen Frauenzimmer so in Furcht gesetzt hatte; denn eine von den alten Rüstungen, die im Saal umher hingen, war ziemlich hoch von der Wand auf den gedielten Boden herabgefallen. Mit Schaudern bemerkten Klara und Lydie, daß grade darüber das Bild des Ritters mit den Basiliskenaugen hing, und keine von beiden wagte einen zweiten Blick darauf.

Der Verwalter hob einige von den mit herunter gefallnen, ganz verrosteten Nägeln auf, mit welchen die Rüstung an der Wand befestigt gewesen war, und bemerkte, indem er sie ohne sonderliche Mühe zwischen den Fingern zerbrach, daß das Herunterfallen der schweren Last unter diesen Umständen freilich kein Wunder sey.

»Und wenn die Nägel auch frisch aus der Schmiede kämen,« hob der alte Gärtner Matthes an — »das ist einerlei. Wenn der alte Eisenmann fallen will oder fallen muß, so fällt er doch.«

»Possen!« rief Herr Balthasar. »Ich will ihn schon fest bannen, daß ihm die Lust vergehen soll, sich wieder eine solche Motion zu machen.«

Ohne sich stören zu lassen, fuhr Matthes fort: »So fiel es damals, als der Baron, mein sel'ger

Herr, so plötzlich, kein Mensch weiß wie, zu Tode kam, und so ist es vom jeher gefallen, wenn im Hause ein Unglück geschehen sollte, und ich will wetten — —«

»Nun, das Unglück, du alte Eule,« unterbrach ihn Herr Balthasar schnell — »war allerdings nahe genug vor der Thür, und Euer alberne Furcht, Ihr Mädchen, hätte mir theuer zu stehen kommen können. Ihr seht nun aber, daß alles ganz natürlich zu erklären ist; denn der schwarze Kopf« — — Er wendete bei diesen Worten seine Augen nach dem Bilde empor, und fast schien es, als ob der starre Blick desselben auf ihn eine versteinernde Kraft übe, denn er stockte plötzlich, schlug die Augen nieder, schwieg eine Weile, und rief endlich unwillig: »Verdammte Narrheit! Fort! laßt uns zum Essen gehn!« Da trat der Verwalter an ihn heran, und machte ihn aufmerksam darauf, daß ein Fensterflügel offen, und draußen, dicht unter dem Fenster, eine Gartenleiter stehe. Zu einer andern Zeit würde diese Anzeige gewiß eine weitläufige Untersuchung zur Folge gehabt haben, jetzt aber schien ihm nur darum zu thun, schnell aus dem Saal zu kommen; drum schob er mit flüchtigen Worten das offne Fenster dem Winde, die Gartenleiter dem Gärtner ins Gewissen, so viel

auch dieser dagegen einwendete, und entfernte sich mit hastigen Schritten. Der Verwalter aber wurde mit dem Gärtner einig, künftig des Nachts den großen Hofhund im Garten frei zu lassen.

Es ist wohl manchem unsrer Leser schon im Leben vorgekommen, daß bei einem Streite, oder sonst irgend einer Spannung der gesellschaftlichen Verhältnisse, oft ein plötzlich dazwischen tretendes, durchaus ganz fremdartiges Ereigniß, freudiger oder schreckhafter Natur, auf einmal, wie mit einem Zauberschlage, die Stellung der Personen gegen einander verändert, die Gemüther vereinigt, und alle Schwierigkeiten ausgleicht. Das schien auch fast hier der Fall, und bei dem Feuer in der Bibliothek Frau Rebekka's Widerwillen gegen die schnelle Abreise, so wie jedes Hinderniß derselben, mit in Rauch aufgegangen zu seyn. Es war wenigstens bei Tisch eine bedeutende Annäherung der streitigen Partheien zu bemerken, da auch Herr Balthasar seinerseits mit großer Milde zu verstehen gab, daß wohl am Ende an einem Aufschub von einem, ja von zwei Tagen nichts gelegen, und, wenn er durchaus nothwendig, gern dazu bereit schien.

Die Unterhaltung war lebhaft, wie sie nach einer glücklich bestandenen Gefahr zu seyn pflegt; Herr

Balthasar in der besten Laune. — »Nun wahrlich,« rief er, »auf diesen Schreck ist doch wohl ein Glas Wein erlaubt, oder gar angezeigt, wie der Doktor sagt.« — David war sogleich mit einer Flasche zur Hand. — »Aber ist der Mensch bei Sinnen? Eine ganze Bouteille des Abends? Was soll ich mit der ganzen Bouteille? Eine halbe, Halbmensch! eine halbe! Die andre halbe zurückgesetzt auf ein andermal.« — David that, wie ihm befohlen, grinste aber gewaltig dabei, und hatte dazu seinen guten Grund.

Das Weintrinken des Abends war nämlich Herrn Balthasar von seinem Arzt untersagt worden; allein er wußte gar oft mit großer Geschicklichkeit bald diesen, bald jenen Vorwand aufzufinden, der ihm erlaubte, eine Ausnahme von der Regel zu machen, und sich ein Gläschen nachzusehn, da er, ohne ein eigentlicher Trinker zu seyn, doch an den Genuß des Weins bei Tisch' gewöhnt war. Dabei ward nun jedesmal von Herr und Diener dasselbe Intermezzo aufgeführt; jedesmal ward David wegen der ganzen Bouteille ausgescholten; jedesmal ward die halbe abgefüllt und die andre halbe auf ein andermal zurück gesetzt; jedesmal aber auch war bis jetzt noch die zurück gesetzte halbe wieder herbei geholt und gleichfalls ausgetrunken worden. Bei dieser Ordnung blieb es denn auch

heut'. Gerade als es mit dem ersten Fläschchen auf die Neige ging, hatte sich Herr Balthasar in einen lebhaften und interessanten Streit mit seiner Frau und Madame Bellini verwickelt — einem aufmerksamen Beobachter hätte wohl die schalkhafte Vermuthung überraschen können, daß dieß nicht ohne Absicht geschehen — er schenkte sich das letzte Glas ein, trank es aus, und warf einen Blick nach dem Wandschrank hinüber, in welchem das zweite Fläschchen aufbewahrt wurde. David, der auf der Lauer stand, und den Blick wohl bemerkte, holte es schnell hervor, und setzte es, das leere hinwegnehmend, vor ihm auf den Tisch. Herr Balthasar schien dieß in der Begeisterung des Gesprächs gar nicht zu bemerken, schenkte nach einer Weile in der Zerstreuung sein Glas wieder voll, und trank nun mit Behaglichkeit das Fläschchen aus. Erst als dieß geschehen war, blickte er verwundert rings seine Tischgenossen an, und rief: »Aber, Kinder, sagt mir doch — ich glaube gar, ich habe die ganze Bouteille ausgetrunken?« — und nachdem es seine Frau lachend bejaht hatte, ward David abermals tüchtig ausgeschmält, daß er schlau seine Zerstreuung benutzt, und ihn zu diesem Excess verleitet habe. Frau Rebekka aber erinnerte jetzt, daß es schon spät sey. »Und,« setzte sie lächelnd hinzu, »da wir nun einmal Übermorgen reisen sollen und

wollen, so müssen wir wahrlich früh aufstehen, um noch mit Allem, was zu thun ist, fertig zu werden.« Herr Balthasar sprang auf, und rief: »Vortrefflichkeit, dein Name ist Rebekka;« küßte ihr mit einer sehr galanten Verbeugung die Hand, wünschte den Andern freundlich gesegnete Mahlzeit und gute Nacht, umarmte die beiden jungen Mädchen etwas lebhafter, als gewöhnlich, und bot dann Frau Rebekken, mit ritterlichem Anstande, den Arm, sie nach ihrem Zimmer zu führen. Sie aber lachte laut auf, und sprach: »Wenn man den Kindern den Willen thut, so sind sie immer artig und angenehm!«

»Eine wichtige praktische Bemerkung, mein Kind,« erwiederte er, »auf die bei der Erziehung viel zu wenig Rücksicht genommen wird. Ich werde das,« fügte er im Abgehn hinzu, »ein andermal klar auseinandersetzen.«

»Aber ich begreife doch noch nicht,« sagte Klara, »wie wir übermorgen fortkommen sollen. Mein Reiseüberrock ist ja kaum zur Hälfte fertig.«

»Und mein Reisehut!« rief Lydie.

»Und wie es mit dem schönen Fichus werden soll, das mag der Himmel wissen!« seufzte die Putzmacherin.

Frau Rebekka aber entwickelte den andern Tag so viel Thätigkeit, Einsicht und Geschicklichkeit, daß sie in der That eher, als Herr Balthasar, mit Allem fertig und zur Reise bereit war. Und den dritten Tag Morgens, zwar nicht, wie bestimmt war, mit dem Schlag vier Uhr, aber doch mit dem Schlag sieben Uhr, hatte Herr Balthasar die Zeitungen gelesen, die ihm nach seiner Anordnung aus dem benachbarten Städtchen in aller Frühe durch einen Expressen noch zugekommen waren, alle Koffer, Koben, Schachteln und Personen waren in bester Ordnung aufgepackt, und die Wagen rollten, von dem lauten Lebewohl des sämmtlichen Haus- und Hofgesindes begleitet, zum Thor hinaus.

C. W. Contessa's

Schriften.

Herausgegeben

von

E. von Houwald.

Neunter Band.

Leipzig,

bei Georg Joachim Göschen 1826.

Inhalt.

Unter ein Bild des Todes in der Gestalt eines schönen Jünglings. 1797. . . S. 3

Die Erinnerung. . . . . — 4

Der Abschied. 1798. . . . . — 5

Phantasie. . . . . — 8

Die Rosen. . . . . — 10

Frühling und Winter. 1799. . . — 11

Der Felsen der Liebenden. 1800. . — 12

Im Hauwald. . . . . — 15

Die Liebe. . . . . — 17

Unbekannte Sehnsucht. . . . — 19

Gute Nacht. . . . . — 22

Hier oben ists schwül, dort unten ists kühl. — 24

Die Schwalben. . . . . — 27

Vergeblich. . . . . — 29

Fahr hin. . . . . S. 30
Phantasie. . . . . — 32
Rübezahls Liebes-Abenteuer. 1801. . — 34
Verse aus den Kartenblättern. . . — 56
An Jenny, als sie verlangt hatte, ich sollte ihr schreiben. . . . . — 60
Selbstmord. . . . . — 62
Epigrammen. . . . . — 64
Verlangen. . . . . — 66
Eins, zwei, drei, vier. . . . . — 67
Der Traum. . . . . — 69
Die Reisenden. . . . . — 71
Der Dieb. . . . . — 72
Ein Traum. . . . . — 74
Epistel an Krause in Baireuth. 1802. . . — 77
Hannchen. 1803. . . . . — 81
An Demoiselle Malcolmi. . . . . — 83
Bruchstücke aus einer unvollendeten Epistel. 1802 — 1803. . . . . — 84
Epistel an Ernst von Haumald. 1804. . . — 86
Das steinerne Zeitalter. . . . . — 94
Der Gast im Herzen. . . . . — 98

Sonnett. . . . . S. 97
Nach aufgegebenen Cydreimen. . . . — 98
Sonnett. . . . . — 99
An meinen Bruder. 1805. . . . . — 100
Mein Sohn an seine Mutter. 1812. . . — 101
Sonst und Jetzt. 1813. . . . . — 103
In das Stammbuch auf dem Zainhammer bei Neustadt Eberswalde. . . . . — 104
Das Kind. . . . . — 105
Scene zur Feier eines Polterabends. . — 114
Prolog zu einem kleinen Festspiele. 1815. — 119
An Dr. Koreff. 1816. . . . — 124
Wohinaus? 1817. . . . . — 126
An Houwald. Als ich ihm das Bild seines Sohnes schenkte. . . . . — 130
An Hitzig, als Antwort auf seine poetische Einladungs-Epistel. . . . . — 132
Epistel an St. Schütze, in Weimar. 1818. — 134
Sonst und Jetzt. 1819. . . . — 136
Röslein. . . . . — 140
Das Infanticchord. Ein Kinderspiel am Geburtstage meines Freundes E. v. Houwald. — 142

Sprüche einer Zigeunerin. 1820. . S. 152
Der Schiffbrand. . . . . — 159
Lebensansichten. . . . . — 167
An Caroline Barbua. 1822. . . — 174
In Wilhelmine Barbua's Stammbuch. . — 176
Prolog zur Aufführung des kleinen Freischütz zu Neuhaus. 1823. . . — 178
Getreue Darlegung des Bühnen-Zustandes in dem neuentstandenen Heilbade zu X. 1824. — 182

Gedichte und kleine Aufsätze.

1797 bis 1825.

Unter ein Bild des Todes
in
der Gestalt eines schönen Jünglings.

Im März 1797.

Sanfter Tod! wenn einst der Freude
Blumenkränze mir verblüht;
Wenn der Hoffnung letzter Schimmer
Dem umwölkten Aug' entflieht;

Wenn nicht mehr mit süßem Sehnen
Liebe meinen Busen hebt,
Und ins Dunkel der Erinnrung
Mir der Freundschaft Bild entschwebt;

Dann, o winke, stiller Jüngling,
Dem Verlaßnen freundlich zu!
Schlummer, sanfter Todesschlummer,
Gieb dem Müden Fried' und Ruh!

Die Erinnerung.

Im October 1797.

Ach! die Stunden sind hin,
Wo ich im Arm der Liebe
So glücklich einst war;
Und nimmer kehren sie wieder! —

Die Erinnerung führt,
Wehmüthig lächelnd, die Bilder
Aus seliger Zeit
Dem traurig Sinnenden zu:

Stille seh ich sie an,
Diese lieblichen Bilder,
Und glühend entschleicht
Dem Auge dann eine Thräne!

Der Abschied.

Im August 1798.

Leb' wohl! leb' wohl! Du hartes Herz!
Ich muß, ich muß von hinnen!
Du achtest nicht auf meinen Schmerz,
Das bringt mich noch von Sinnen.

Ich liebte Dich so treu und warm;
Du lachtest meiner Liebe!
Ja freuen würde Dich mein Harm,
Wenn ich noch fürder bliebe.

Wohlauf dann fort in Feindes Land!
Hin unter Feindes Klingen!
Bald wird, daß ich den Tod dort fand,
Man Dir die Botschaft bringen. —

Was hab' ich Armer denn gethan,
Daß du mich so kannst hassen? —
Ach! ich gehöre dir nur an,
Und kann von Dir nicht lassen. —

Wohl denk' ich noch zu meiner Pein
Der Zeit, wo Du mich liebtest;
Wo Du, in süßem Herzverein
Mit mir, mich nie betrübtest. —

Ach süße Zeit! wo bist du hin? —
Nie wirst du wiederkommen!
Der Tod, der Tod ist mein Gewinn!
Was kann das Leben frommen?!

Drum eil' ich jetzo weit von hier,
Im Grabe Trost zu suchen.
Leb wohl! — Du treibst es hart mit mir;
Doch kann ich Dir nicht fluchen.

Im Sterben wird mein blasser Mund
Doch Deinen Namen sprechen,
Mein Herzschlag thut noch Liebe kund,
Wenn meine Augen brechen.

Hörst Du dann in der Laube spät,
Wenn schon der Abend düstert,
Wie's leise durch die Blätter weht,
Und wie's so heimlich flüstert;

Das ist mein Geist, er will von Dir
Auf ewig Abschied nehmen;
Leb' wohl! leb' wohl! — ins Grab mit mir,
Wo Fried' ist und kein Grämen! —

Phantasie.

Im Juni 1798.

So führt mich der Erinn'rung heil'ge Stunden,
Führt mich dahin zur Saale fernem Strand,
Wo einst — ach! einst! — wo ist sie hingeschwunden
Die süße Zeit! — wo ich einst Liebe fand!

O, denkt ihr des Verlaßnen noch, ihr Lieben,
Der traurig hier im fremden Lande lebt,
Und seyd ihr meinem Herzen treu geblieben,
Dem Herzen, das jetzt stille Sehnsucht hebt?

Ach! nirgends, nirgends wohnt das Glück auf Erden,
Wo nicht ein treuer Arm uns sanft umschlingt;
Und Wüsten können Paradiese werden,
Wenn Liebe nur den Zauberstab dort schwingt! —

Umsonst zeigt sich in ihrem Feierkleide
Natur mit tausend jungen Reizen mir,
In meinem Busen weckt sie keine Freude;
Ich sah nur todtes Farbenspiel in ihr.

Die Seele fehlt, die Seele aller Wesen,
Des Lebens Quell, der Welten, Schöpferin!
Du willst umsonst im Buch der Schöpfung lesen,
Giebt dir die Liebe nicht die Schlüssel hin!

Lebt sie in dir: dann fühlst du sie im Tosen
Des Sturms, der in des Meeres Schooße wühlt;
Sie redet dir, wenn um die Brust der Rosen
Ein sanfter Wind mit leichten Schwingen spielt.

Die Rosen.

Im August 1798.

O wie schön, ihr lieben Rosen,
Wart ihr, wenn ich zu euch kam,
Und mit süßem Liebeskosen
Liebe gab und Liebe nahm!

Dachte wohl in jenen Tagen
An das Welken euer Sinn? —
Ach laßt uns zusammen klagen:
Lieb' und Rosen welken hin!

O wie oft aus frischer Quelle
Haben wir euch einst gelezt!
Aber an des Bächleins Stelle
Netzt euch meine Thräne jezt.

Rosen, Rosen, nicht mehr glühet
Eure Wangen; ihr sterbt hin! —
Könnt' ich so wie ihr verblühen,
Welken, sterben, sinken hin!

Frühling und Winter.

Im November 1799.

Als die Winde lau vom Morgen
Freundlich durch die Thäler gingen,
Thal und Hügel und der Wald
Grün sich anzukleiden fingen,
Als die Schwalbe kam gezogen,
Kam die Liebe mit geflogen,
Nahm bei mir den Aufenthalt. — —

Traurig ist das Thal geworden
Klagend flüstert's durch den Wald;
Denn der strenge Wind vom Norden
Hat das grüne Kleid genommen,
Kommt vom Hügel rauh und kalt;
Auch die Schwalb' ist fortgeflogen,
Und die Lieb' — ist mitgezogen.

Der Felsen der Liebenden.

Romanze

aus dem Französischen des Florian.

1800.

Des Mauren Königs einziges Kind
Trug tief im Busen heimliche Flammen,
Sie war gen Fernando zärtlich gesinnt,
Des Mauren Königs liebliches Kind,
Bald führte die Liebe die beiden zusammen.

Es war ein Plätzchen hoch am Strand,
Da fanden sie oft die leuchtenden Sterne;
Den Liebenden war's allein nur bekannt,
Das stille Plätzchen hoch am Strand,
Nur stand als drittes die Liebe nicht ferne.

Doch einst die verschwiegne Nacht schon ergraut,
Da sehn sie Lauscher im Thale schleichen,

Da klopfet beiden das Herz so laut:
O sieh, die verschwiegne Nacht schon ergraut,
Leb' wohl, ich muß jetzt von hinnen weichen.

Doch sieh', der König in wüthendem Zorn
Springt vor, die Zitternden sein gewahren,
Und dreimal stößt er ins schallende Horn,
Der alte König, in schäumendem Zorn:
Sie sehn sich umringt von gewaffneten Schaaren.

Da, greift mir den Buben, und stürzt ihn hinab,
Hinunter mit ihm in die brandenden Wogen,
Dort harrt sein das Brautbett im nassen Grab,
Auf, stürzt mir den Christenbuben hinab,
Der mich um Kind und um Glück betrogen.

Doch schützend tritt mit strahlendem Blick
Und hehr das Mädchen vor ihren Getreuen:
Das rasche Wort, o nimm es zurück,
So spricht das Mädchen mit strahlendem Blick,
Es möchte dich, Vater, das Wort sonst gereuen.

Die Liebe kennt nicht des Königs Gebot,
Eh' möchtest du Wasser und Feuer bezwingen;
Sie achtet kein Leben, sie wählt sich den Tod,

Drum nimm es, o König, zurück dein Gebot,
Das wird dir nimmermehr Freude bringen.

Doch der König den harrenden Dienern winkt,
Und spricht den Befehl mit schäumender Lippe.—
Das Mädchen fest den Geliebten umschlingt,
Und der König den Zaudernden wieder winkt;
Da reißt sie den Jüngling zur höchsten Klippe,

Und stürzt sich mit ihm in die tobende Fluth,
Und über sie schlagen die Wellen zusammen.
Wohl kehrt sich in Jammer des Königs Wuth,
Doch schon verschlang sie die tobende Fluth;
Sie birgt, doch löscht sie nicht ewige Flammen!

An Houwald.

Im Januar 1800.

Schon wieder hat die Zeit mit raſchem Flügel
Ein Jahr den Brüdern zugeſellt,
Die ſie mit ewig unverletztem Siegel
In tiefen Grüften ſchlummernd hält;
Und mit ihm iſt in ew'ge Nacht begraben
So Luſt als Schmerz, der Liebe ſüße Gaben,
Und jeder beßre Augenblick.
Nichts kehret je zu Dir zurück!

So reiſſen raſtlos eilend ſich die Stunden,
So Jahre von der Gegenwart! —
Der Jugend goldne Sonne iſt geſchwunden,
Des Herzens raſcher Schlag erſtarrt;
Es hebt nicht mehr ein glühend heilig Leben
Den vollen Buſen jetzt mit leiſem Beben.
Mit rauhem Ernſt drängt das Geſchick
Das heiße Herz in ſich zurück.

Es flieh'n die Wünsche, die wie leise Wogen
Des See's bestrahlt vom Abendschein
Des Jünglings Brust, sich drängend, sonst umzogen;
Ein stiller Wunsch tritt für sie ein:
Des Herzens heil'ger ungestörter Frieden,
Geduld noch für den kurzen Weg hienieden;
Und, wenn die letzte Stunde ruft,
Ein sanfter Schlummer in der Gruft.

Die Liebe.

Im März 1800.

Schon ging die Sonne durchs Abendthor,
Es schleicht aus dem Thale die Nacht hervor,
Die Wellen rauschen im dunklen See,
Im Herzen wird mir so bang und weh!

Wo eilt ihr, Wolken, über mir hin?
O könnt' ich, ihr Wolken, mit euch ziehn!
Sie ziehn, sie eilen, Geliebte, zu dir,
O laßt den Einsamen doch nicht hier!

Es kommt vom Hügel der Wind so frisch;
Er säuselt durch das Erlengebüsch.
O möchtest du deine Flügel mir leihn,
Bald würd' ich bei der Geliebten seyn.

Wenn dann das blaue Auge mir lacht,
Dann wird es nicht finſter, dann wird's nicht Nacht.
Die Lieb' iſt ewiger Sonnenſchein,
Ach könnt' ich, du Holde, nur bei dir ſeyn!

Unbekannte Sehnsucht.

Im April 1800.

Freundlich blickt die Sonne wieder
In das stille Thal hernieder;
Sanft umspielt der Wind die Wangen,
Tief im Herzen regt sich das Verlangen.

Und ich fühl' ein stilles Sehnen
Leise sich im Busen dehnen:
Möchte fort nach jener Seite,
Ins Weite, ins Weite!

Möchte mit des Windes Flügel
Schweifen über Thal und Hügel;
Oder, hoch emporgezogen,
Tauchen in des Aethers Wogen! —

Kann denn nichts dies Herz erfüllen,
Nichts das heiße Sehnen stillen,
Dieses Klopfen, und dies Beben,
Dieses Schmachten, dieses Streben? —

Schwinge ſtärker dein Gefieder,
Stürme, Wind, auf mich hernieder! —
Ha! ſchon hör' ich der Flügel Sauſen; —
Näher und näher hör' ich ihn brauſen.

Und er reißt mich tobend von hinnen,
Es vergehen mir die Sinnen.
Raſtlos über entwurzelte Wälder,
Zertrümmerte Städte, verwüſtete Felder.

Ha! dort dehnt ſich nach jener Seite
Das graue Meer in unermeßliche Weite.
Hinunter in die unendliche Fluth!
Sie kühlt des ſterbenden Herzens Gluth.

Und ſie kommen, es rauſchen und ſchwellen
Die weiten Waſſer; es wogen die Wellen,
Sie ſchäumen,
Sie bäumen
Und bieten frech den Wolken die Spitze.
Da rollt's und kracht,
Und aus der hängenden Nacht
Ergießen ſich ziſchend die zürnenden Blitze.

Drauf legt ſich Stille wieder auf die Wellen,
Von neuem will das Herz von Sehnſucht ſchwellen,

Ach könnt' ich fort, weit weit
Hin in die Unendlichkeit! — —

Was schweifst du Herz so irr umher,
Und dennoch kann dich nichts erfüllen?
Ach flögst auch über Land und Meer,
Doch wird es nicht die Sehnsucht stillen.

Du ringst nach Freiheit, ringst nach Licht,
Tief in der dunkeln Brust gefangen! —
Nur wenn der enge Kerker bricht,
Stillt Sehnsucht sich und schweigt Verlangen.

Gute Nacht.

Den 28. Mai 1800.

Einsam träumend sitz' ich hier;
Seh' die goldne Sonne sinken,
Seh' die Blüthenzweige winken,
Und das Herz sehnt sich nach ihr. —

Mondschein durch die Wolken bricht,
Rund umher liegt tiefes Schweigen;
Nur der Mond aus dunkeln Zweigen
Leise klagend zu mir spricht.

Gehe hin, du sanfter Wind,
Spiele leis' um ihre Wangen,
Klage ihr mein heiß Verlangen,
Liebesbote, geh geschwind!

Sieh, der Tag iſt ſchon vollbracht!
Wenn die Sterne freundlich blinken,
Und die holden Augen ſinken,
Flüſtre leiſe: gute Nacht!

Hier oben iſts ſchwül, Dort unten iſts kühl.

Im Auguſt 1800.

Was ſäumſt du Geliebter ſo lange!
Mir iſt im Herzen ſo bange.
Die Wellen rauſchen; es ſauſt der Wind,
Die Nacht iſt ſo finſter, o komme geſchwind!

Die Wogen drehen ſich im Kreiſe;
Sie ſchlagen ächzend an den Strand,
Und Klagetöne dumpf und leiſe
Ziehn heulend über Meer und Land.

Was iſt das? wie klingt es ſo traurig?
O weh! wie wird mir ſo ſchaurig?
Die Well' am Ufer mit Wuth ſich bricht,
Ach Wilhelm! ach hörſt du dein Mädchen denn nicht?

Da ſchlägt es zwölf und ſieh! es ſteigen
Drei Zwerge aus des Meeres Grund

In Trauerflören, und sie neigen
Sich dreimal, doch es schweigt ihr Mund.

Und wieder theilen sich die Wogen,
Drei Frauen mit langem grünen Haar,
Die kommen langsam hergezogen
Und hinter drein der Diener Schaar.

O weh! vor den scheuslichen Zwergen
Wohin, wo soll ich mich bergen?
Ach Wilhelm! säume nicht! komm geschwind!
Errette dein zagendes sterbendes Kind!

Rufe nicht,
Hört dich nicht!
Tief schlummert er,
Im Haus von Kristallen,
Tief im Meer!
Harre nicht!
Kommt doch nicht.
Einmal gefangen,
Hilft kein Verlangen.
Was wir fassen,
Woll'n wir nicht lassen.
Willst ihn sehn:

Mußt mit uns gehn!
Wir können nicht weilen,
Hier oben iſt's ſchwül,
Wir müſſen eilen,
Dort unten iſt's kühl!

Darauf ſich alle dreimal neigen,
Und dreimal ſich im Kreiſe drehn,
Sodann ins Meer hinuntersteigen,
Ums Mägdlein war es ſchon geſchehn.

Die Schwalben.

Im September 1800.

Kehrt die Schwalbe von der Reiſe,
Hör' ich dann ſo gern
Wieder ihre alte Weiſe:
Frühling iſt nicht fern!
Jedes Paar, das fortgeflogen,
Hat das alte Neſt bezogen;
Treue Liebe ſagt euch an,
Daß die ſchönen Tage nahn.

Wenn ſich dann die Blätter falben,
Wird es winterlich:
Rufen eilig alle Schwalben
Auf die Dächer ſich:
Fort! hier iſt nicht länger Weilen!
Winter kommt! Wir ziehn, wir eilen!
Winter iſt für Treue nicht;
Leben nur im Frühlingslicht,
Treue Herzen Frühlingslicht
Kennen Froſt und Winter nicht.

Wenn im Zuge weggefangen
Eine Schwalbe iſt,
Und im Käfig nun mit Bangen
Den Geliebten mißt:
Dann läßt Sehnſucht ſie nicht leben;
Lieb' und Leid den Tod ihr geben.
Und dem Gatten bricht der Schmerz
Nah bei ihr das treue Herz.

Vergeblich.

Im September 1800.

Was willst du, lispelnde Frühlingsluft,
Was buhlst du um meine Wangen?
Was streut ihr Bäume so süßen Duft,
Und wecket das Verlangen?
O laßt mich ruhn! das Herz ist leer,
Das weckt kein Frühlingslüftchen mehr!

Was willst du lächelnder Sonnenschein?
Was sprecht ihr, murmelnde Wellen?
Maiglöckchen lauten den Frühling ein,
Und alle Herzen schwellen,
Doch mich laßt ruhn! dies Herz ist leer,
Das weckt der Frühlingsschein nicht mehr!

Mir blüht' einst wohl eine Blume hier,
Die du mir, Frühling, gegeben.
Sie ist dahin! was giebst du mir
Noch weiter, du armes Leben?
Drum laßt mich ruhn! das Herz ist leer;
Ihr weckt das todte Herz nicht mehr!

Fahr hin.

Im October 1800.

Was rührst du wieder mit der kalten Hand
Du ödes Leben an das heiße Herz?
Zerreißest hart das süße Band,
Das Täuschung lindernd um die Augen wand,
Und rufst zurück den langverbannten Schmerz? —

So ist auf ewig dieser Lenz verblüht?
Erloschen dieser Liebe mildes Licht?
Die Sehnsucht, die im Busen glüht,
Die stumme Thräne, die dem Aug' entflieht,
Dies alles rührt dich, kaltes Leben, nicht? —

So nimm ihn denn, den süßen Frieden hin,
Der kurze Zeit mein Herz so sanft gewiegt,
Fahr' hin, du holde Täuscherin!
Leb' ewig wohl; das Leben hat gesiegt!

Im Busen regt sich kein Verlangen mehr,
Mit Freuden trät' ich aus dem Leben aus.
Vergebens blick' ich um mich her:
Der Lenz hat abgeblüht; die Welt ist leer;
Und Friede wohnet nur im dunkeln Haus.

Phantasie.

Im November 1800.

Ich wandle einsam in der Nacht,
Wie still es um mich ist!
Die Sehnsucht wieder ist erwacht,
Und spricht zu mir, und flüstert sacht:
Wie du so einsam bist!

Du oben, stilles, mildes Licht,
O eile nicht davon,
Du weißt, warum das Herz mir bricht,
Denn du auch suchst und findest nicht —
Ach! nicht Endymion!

Gestorbner Freuden Schatten stehn
Auf aus Vergangenheit;
Und in des Haines Lispeln wehn
Die Stimmen sel'ger Zeit;
Und hoch am Himmelsbogen
Auf hellbesäumten Wolkenwogen
Da stehen sie und ziehn
Vorüber, winkend mir, und fliehn!

O wohl, wohl kenn' ich dich,
Du freundliche Gestalt,
Die dort vorüberwallt!
Was fliehst du mich?
Du lächelst? — ja! ach wohl, weit, weit
Ist sie geflohn die süße Zeit!
Und doch noch Thränen
Und heißes Sehnen?
Nie wird sie wiederkommen!
Auf ewig hat sie Abschied genommen!

Stern in Westen! was blickst du so trübe
Auf mich her? —
Ach du bist der Stern der Liebe
Jetzt nicht mehr!
Geh, du sonst Gefährte süßer Stunden,
Geh zur Ruh!
Längst ist schon der Liebe Licht geschwunden;
Was weilest du?

Sonst fand zwei dein letzter Blick,
Jetzt find't er mich allein! —
Mit rauhem Ernst drängt das Geschick
Das heiße Herz in sich zurück,
Und läßt es seiner Pein!

Rübezahls Liebes-Abenteuer.

Ein Bruchstück.

1801.

Der Frühling kam auf seinen Schwalbenflügeln,
Und jauchzend zog ein Schwarm von jungen Freuden nach.
Es rief im Thal und auf den Hügeln
Sein liebend Wort die Schläfer wach;
Und alles schmückt sich voll Verlangen,
Den holden Gast recht festlich zu empfangen.
Der Blumen Schaar tritt schüchtern froh heraus,
Und streut ihm ihre Wohlgerüche aus,
Die Lüfte kosen sanft um seine Wangen.

In ihrem stillen Gärtchen sah dies Fest
Schön-Röschen sechszehnmal begehen.
Sie freut sich, daß der Winter es verläßt,
Und jetzt im Frühlingsputz die Blumen stehen;
Sie freut sich, wenn im hohen Klee
Die Winde neckend ihr den weichen Blüthenschnee

Auf Busentuch und Schürze wehen;
Doch denkt das gute Kind an weiter nichts dabei.
Im enggeschloßnen Kreise drehen
Die Stunden sich um sie mit stetem Einerlei,
Kein ungestümer Wunsch und keine Sorge wolken
Die trüben Wellen um ihr unbefangnes Herz;
Sie kannte keinen andern Schmerz,
Als wenn die Mutter sie gescholten.

Doch jetzt, da sie der Apfelbaum
Am Fenster wieder grüßt mit buntgeschmückten Armen,
Da sinkts ihr von den Augen wie ein Traum;
In unbekannter Gluth fühlt sie ihr Herz erwärmen,
Und dunkles nie gefühltes Sehnen
Den halb erblühten Busen dehnen.
Sie träumt, und weiß nicht was; ihr ist, sie weiß
nicht wie,
Das schöne Auge schwimmt in Thränen,
Doch weinte sie so süße Thränen nie.
Oft sieht sie seine Bahn den Mond am Himmel ziehen,
— Sie sitzt in stiller Nacht allein —
Die Silberwölkchen scherzend vor ihm fliehen,
Und hüllen ihn muthwillig wieder ein.
Dann ists, als ging ein magisch Leben,
Ein wunderbar geheimnißvolles Weben,

Im dunkeln Garten hin und her;
Die Blumen treiben süß Verkehr,
Sie sieht, wie sie sich flüsternd neigen,
Wie liebevoll sich Baum mit Baum verflicht,
Und leise lispelts in den Zweigen,
Der Epheu nickend mit ihr spricht,
Die Gegenwart vermischt sich mit Erinnerungen,
Ihr volles Herz gießt sich in Tönen hin,
Sie singt ein Lied, so oft gedankenlos gesungen,
Jetzt findet sie gar tiefen Sinn darin.

Im Garten saß ich einst allein,
Und sang gar fröhliche Lieder;
Die Sonne sah so mild herein,
Der Frühling regte sich wieder.

Da kam die Liebeskönigin
In meinen grünen Garten,
Sie trat zu meinen Blumen hin,
Die freundlich ihrer harrten.

Und meinen Rosenknospen bot
Sie drauf zum Kuß die Wangen:
„Euch scheuk' ich meiner Wangen Roth,
„Blüht auf, und weckt das Verlangen!“

„Und meiner Augen mildes Licht
„Das nimm Du liebliche Kleine,
„Dein Name sey Vergißmeinnicht,
„Und stille Sehnsucht Deine!“

Sie brach darauf ein Rosenpaar,
Sie kam mit schwebendem Schritte,
Und band mit einem goldnen Haar
Vergißmeinnicht in die Mitte.

Sie steckte sie mir an die Brust,
Und küßte mich auf die Wangen, —
Da fühlt' ich wechselnd Schmerz und Lust
Und Sehnsucht und Verlangen.

Die ruhn im Herzen nimmermehr,
Sie treiben's auf und nieder,
Wohl kehrt der Frühling wieder her,
Doch kommt die Ruh' nicht wieder. *)

Sie schweigt; das Köpfchen ist in ihre Hand gesunken,
Es wechselt schnell des Busens Ebb' und Fluth.

*) In Kinds Taschenbuch zum geselligen Vergnügen steht dies Lied abgedruckt mit einer Composition von Dotzauer für das Jahr 1820.

Sie sieht — die Wangen lauter Gluth —
Im Geist den Jüngling vor sich, der so trunken,
Die Seele ganz in seinem Blick,
Ihr gegenüber jüngst im hohen Dom gesunken. —
Da steht er noch, mit unsichtbaren Banden
Am Pfeiler festgekettet, von dem Glück
Sie anzusehn, berauscht an allen Sinnen;
Und als der Orgel Klang durch die Gewölbe bricht,
Die Chorgesänge laut beginnen, —
Er hört es nicht!
Und als der Priester drauf das Sanctus spricht,
Und in des Domes weiten Hallen
Die Gläub'gen nieder auf die Kniee fallen,
Er sieht es nicht;
Denn ihm im Herzen tönt ein andres Sanctus wieder,
Und nur zu ihren Füßen zieht's ihn nieder! —
Allein als Röschen durchs Gedränge
Der Thüre zu mit ihrer Mutter eilt,
Wie rasch er da die fromme Menge
Mit hastig schnellen Schritten theilt.
Er folgt von weitem nach, bis sie das Haus erreichen,
Und immer, wenn des Abends Rosen bleichen,
Die Nacht vom Lager sich erhebt,
Und ihren dunkeln Schleier webt,
Dann sieht sie ihn um ihre Thüre schleichen.

Hier fährt Schön-Röschen auf aus ihren Träumereien:

„Wie? könnt' er nicht hereingeschlichen seyn?
„Es schläft das ganze Haus,
„Und wahrlich, recht verwegen sah er aus!" —
Sie läuft, verriegelt ihre Thüre;
Dann lauscht sie, ob sich etwas rühre? —
Das Herzchen klopft. — Sie lauscht so ämsiglich
Als ob sie gern etwas vernommen hätte, —
Allein kein Mäuschen rührt im ganzen Hause sich,
Und Röschen seufzt — und geht zu Bette. —

Auf leisen Socken tritt der Schlaf herein.
Die Träume, seine holden Knaben,
Sie fliegen still geschäftig aus und ein,
Und bringen ihre bunten Gaben,
Und weben schnell aus Mondenschein,
Weil sie in Eil nichts anders haben,
Des Jünglings Bild der schönen Schläferin
Zu ihren Füßen hin. —

Wie hold sie schläft? — Wie reizend ist sie doch!
Auf ihren Stirn und ihren zarten Wangen
Ruht süße Kinderunschuld noch,
Doch auf den Lippen blüht schon das Verlangen.
Auch war's der Jüngling nicht allein,

Der sich in dieses Augen blauem Himmel
So tief verlor, und im Gewimmel
Von jung und alt, von groß und klein,
Ihr folgt' auf jedem ihrer Schritte,
Wenn sie nach frommer Sitte
Des Morgens früh zur Messe ging, —
O nein, sogar in eines Geistes Busen fing
Ein Blick von ihr, der sich hineingestohlen,
Gewaltig Feuer, — — doch gemach!
Viel besser, ich erzähl' es Euch der Ordnung nach!
Allein vergönnt, ein wenig auszuholen.

In jener alten, alten Zeit
Da hauſt' in der Sudeten tiefſten Gründen,
Der Rieſenberge, die in rauher Herrlichkeit
Die Gränze Schleſiens begründen,
In ſelbſtgewählter Einſamkeit,
Vielleicht zur Büßung alter Sünden,
Ein wunderlich gelaunter Geiſt.
Großmüthig, ſanft, dem Leidenden ein Retter,
Der beſte Mann bei ſchönem Wetter,
Doch wenn den Rücken ihm die gute Laune weiſt,
Wenn dicke Nebel ihn umhüllen,
Bergſtröme ſeine Thäler füllen,
Wenn er den Schnupfen hat,

Und über seine schwarzen Grillen
Zu Hause brüten muß, anstatt
In freier Luft sie durch die Jagd zu stillen:
Dann ist im ganzen Geisterreich
An Bosheit ihm und Tücke keiner gleich.
Der eigensinnigste Geselle
Ein ausgemachter Schadenfroh,
Und wehe dem, der über seine Schwelle
Dann Hülfe suchend floh.
Da heißt er, um ihn erst zu kirren,
Den Fremdling ihm willkommen seyn,
Beut ihm in goldnen Bechern Wein, —
Allein mit einemmal umschwirren
Ein Dutzend Fledermäuse seinen Kopf,
Wie Gänse groß, so daß der arme Tropf
Vor Angst den Weg zum Munde nicht mehr findet;
Worüber sich der Geist dann das ergötzt;
Doch wenn die Furcht den Hunger überwindet,
Der Fremdling sich zum Mahl mit frischem Muthe
setzt,
Sieh da! im Augenblick verschwindet
Tisch, Essen, Wein, und Wirth mit einemmal,
Und Hohngelächter schallt im Saal.
Noch kann er viel vom Glücke sagen,
Wenn er von unsichtbarer Hand,

Ganz ungeneckt und ungeschlagen
Sich aus des Kobolds Hause fand.

Doch, wie gesagt, traf ihn zur guten Stunde
Auf seinem Waldgebiet ein Pilger an,
Dann war er auf dem ganzen Erdenrunde
Der höflichste, der beste Mann
Er hieß ihn freundlich mit sich gehen,
Er führt ihn gastfrei in sein Haus,
Er ließ ihn seine Schätze sehen,
Und kramte alle Herrlichkeiten aus.
Und war der Gast dann satt, vom Schwelgen und vom Prassen,
So wurd' er reich beschenkt entlassen.

Doch ließ sich auf den unwirthbaren Höhn
Gar selten nur ein Pilger sehn.
Das schöne Thal, das zu der Riesenberge Füßen
Bescheiden seinen Reichthum legt;
Das, als ihr liebstes Kind, Natur und Kunst begrüßen,
Wo das Gewerbe sich mit rüst'gen Händen regt,
Von Lieblichkeit die Ströme überfließen,
Und wo die Nachtigall mit noch einmal so süßen
Und liebevollen Tönen schlägt:
Das schöne Thal umzog in jenen grauen Tagen
Mit schwarzer Nacht ein ungeheurer Wald.

Der Wölf' und Bären Aufenthalt;
Der Wanderer betritt mit Zagen
Den rauhen öden Pfad,
Eiskalte Schauer schlagen
Sich um sein Herz, sobald er naht,
Mit schwarzen Augen schaut
Die Furcht aus dunklen Büschen,
Und in des Bergstroms Tosen mischen
Sich des Entsetzens Stimme laut.
Wohl Mancher, der den Weg genommen,
Ist nimmermehr zurückgekommen.
Kein Wunder, daß der Muth den Pilgern meist gebrach,
Sich durch Gefahr und Schrecken durchzuschlagen,
Die lauernd an dem Wege lagen;
Und unsern Geist, dem, Hirsch' und Bären nach
Rasch über Berg und Thal zu jagen,
Doch oft die Lust verging,
Und der auf seinem Ruhebette
Mit jemand gern sich unterhalten hätte,
Und niemand dazu fand, ihn fing
Die Langeweile an zu plagen.
Die Geister, die auf seinen Wink
Nur harren, gleich ihm alles zuzutragen,
Wonach sein Herz gelüsten mag,

Jedoch auf alle seine Fragen,
Auf alles was er spricht, den lieben langen Tag
In Unterthänigkeit ein Ja! und Nein! nur wagen,
Sie gnügen seiner Laune nicht;
Denn ohne Widerspruch zu sprechen,
Und, weil kein andrer unterbricht,
Aus Ueberdruß sich selbst zu unterbrechen,
Das ist auch selbst für Geister nicht. — . . . . .
Da faßt ein Gnom, von Geist und Aff' ein Mittelding,
Ein klein Genie, dem's sehr zu Herzen ging,
Wie seinen Herrn die Langeweile quält,
Der faßt den Muth ihn anzugehen:
„Ich weiß es Herr, so spricht er, was euch fehlt,
„Und darf ich mich in Demuth unterstehen,
„Euch einen Rath zu geben, so ergreift
„Einmal den Wanderstab, und schweift
„Ein Stückchen in die Welt; die finstern Grillen
„Die nehmen ihre trüben Brillen
„Dann von der Nase ab; die Langeweile läuft
„Gewiß nicht mit ohn' Euren Willen.
„Nicht übel dünkt mich, wär' ein junges Weib
„Für Euch zum Zeitvertreib.
„Ihr wärt vielleicht auf immer dann geborgen,
„Und dürftet wenigstens für Widerspruch nicht sorgen."

Des Vorschlags erster Theil gefällt,
Und als der junge Morgen kaum
Der alten Riesenberge Saum
Mit seinem Flammengold erhellt;
So trabt der Geist auf einem stolzen Rappen,
Begleitet von dem Gnom als Knappen,
Frisch in die Welt.

Wir lassen sie im schnellsten Fluge
Auf ihrem Ritterzuge
Durch Böhmen und durch Baiern gehn,
Ohn' uns nach ihnen umzusehn.
Manch Abenteuer kommt dem Paare in den Lauf;
Sie mögen nach Gefallen es bestehn,
Wir suchen sie in Wien erst wieder auf.

Dort sehn wir sie auf offnem Markt spazieren,
Theils gaffen, theils philosophiren;
Da unterbricht den Geist,
Der eben trotz Jean Jaque beweist,
Daß alle Laster, alle Schaden
Den Menschen die Gesellschaft aufgeladen
Und deshalb seine Einsamkeit sich preist,
Da unterbricht ihn eins von jenen Wesen,
Zu Störungen von jeher auserlesen,
Mit einem Wort', ein Mädchen reist

Mit ihrer Augen Frühlings-Sonnen
Die Seel' aus dem Gespinnst hervor,
In das Philosophie sie eben eingesponnen.
Sie fliegt gleich einem Schmetterling hervor,
Und gaukelt um des Mädchens Rosenlippen,
Den süßen Nectar einzunippen.
Sein Blick durchirrt der schönen Glieder Bau,
Wie klopft sein Herz? — und welch Entzücken
Strömt aus den Engelblicken.
Dies Auge, das durch sanften Thau
Ihm lächelt, aus des Himmels reinstem Blau
Hat's die Natur gebildet, daß Verlangen
Und daß Entzücken wechselnd ihn ergreift,
Daß seine Blicke sehnend an ihm hangen,
Und Himmelsahnung durch die Brust ihm streift;
Die Liebe barg darin ihr Schmachten,
Und auf den zarten Wangen sachten
Unschuld und Schaam ihr heilig Feuer an.

Gefesselt steht der Geist, und wagt es nicht zu nahn,
Er läßt Schön-Röschen wie von Zephyrhauch getragen
Bei sich vorübergehn, —
Daß sie es war, darf ich Euch nicht erst sagen, —
Und traut sich kaum ihr nachzusehn.

An dieser Sonne war das Eis zerschmolzen,
Das seine Brust Jahrhunderte umwand,
Und Amor zog das Mädchen an der Hand,
Sein Netz hohnlächelnd um den Stolzen.

Seitdem wir Röschen in sich selbst geschmiegt
Von rosenfarbnen Träumen eingewiegt,
Auf ihrem Lager schlummernd ließen,
Hat auch die Liebe schon geschäftig Nacht und Tag
Den Jüngling, der im Traum zu Röschens Füßen lag,
Durch ihrer Zauberruthe Schlag
Ihr wachend zugeführt. Wie das sich zugetragen,
Das fragt mich nicht. Vielleicht ein Briefchen in die Hand
Verstohlen ihr gedrückt, voll süßer Klagen
Und heißen Flehns: des Herzens Brand
Mit einem Worte nur zu stillen,
So rührend, daß ein Herz von Stein
Bei dieser harten Liebespein
Selbst wider seinen Willen
Zum Mitleid sich erweicht —
Vielleicht, — doch weiter kein Vielleicht! —
Der brave Mann, der Röschens Haus erbaute,
Ließ in der Gartenwand ein Fenster schmal und klein

Dort fand den Abendstern, der durch die Gitter
schaute,
Das holde Paar im trautesten Verein;
Die Nacht, der Liebenden Vertraute,
Sie hüllte schützend sie in ihren Schleier ein,
Und oft, wenn schon der Morgen thaute,
Schlich Röschen erst zurück ins Kämmerlein.

Der Platz war unbequem; ein enges Gitter trennte
Die beiden neidisch, und vergönnte
Den Durchweg kaum der Hand.
Die erste Liebe läßt mit Wenigem sich genügen,
Sie setzt die Lippen schüchtern an den Rand
Des Wonnebechers, und mit kurzen scheuen Zügen
Schlürft sie das neue selige Vergnügen.
Sie fordert nicht; ein Blick, ein leiser Druck der Hand,
Was braucht es mehr, die Welt mit ihrem Tand
Und ihrer Wollust aufzuwiegen? — —

O süße, süße Zeit!
Wie steigt dein Bild
So hold und mild
Aus der Vergangenheit!
Wie Frühlingswehn durchzieht es meine Brust,
Es richtet sich empor das stille Sehnen,

An meinen Busen legt es wechselnd Schmerz und Lust,
Und giebt dem Auge süße Thränen.
Und durch des Haines Lispeln wehn
Die Stimmen fel'ger Zeit,
Und die Gestalten meiner Liebe stehn
Dort hoch am Himmelsbogen,
Als wollten sie mich zu sich ziehn,
So winken sie mir von den Wolkenbogen,
Ach, und entfliehn!
O wohl, wohl kenn' ich dich,
Du freundliche Gestalt
Die dort vorüberwallt!
Was fliehst du mich?
Du lächelst? — ja, weit, weit,
Ist sie geflohn die gute Zeit! —
Die schönsten Blüthen sind vom Leben abgenommen,
Der holde Lenz wird nimmer wieder kommen.

Wo war ich! — O vergebt, vergebt!
Laßt noch einmal in jenes Land mich kehren,
Das sich im Sonnenglanz aus duft'ger Ferne hebt.
Wie sehnsuchtsvoll mit kindlichem Begehren,
Die Seele nach dem heil'gen Boden strebt!
Und Blumenduft
Und Himmelsluft,

Der Bäche Silberklang
Und Vogelsang
Auf lauer Winde Fittig schwebt,
Herüber und mit Macht fühl' ich mich hingezogen. —
Doch ach! dazwischen braust Vergangenheit, und hebt
Entgegen mir die dunkeln Wogen,
Und jenseits steht mit feurem Flammenschwert
Der Unschuld Engel da, und wehrt
Mit trübem ernstem Blick
Vom Eingang den Gefallenen zurück!

* * *

Wir ließen unser Paar an seiner Gartenwand.
Schön-Röschen reicht dem jungen Ritter
Die kleine seidne Hand
Zum Abschied noch einmal durchs Gitter.
Sie scheiden. — Noch ein banger Blick,
Und: gute Nacht! — muß sie sich trennen müssen!
Ach! nur noch einen Augenblick!
Der Jüngling kehrt zurück,
Er deckt die Hand mit tausend Küssen;
Noch einmal hören soll sie seinen Schwur,
Daß er sie ewig liebt! noch einmal will er aus
Den süßen Wiederhall von ihren Lippen locken. —

Schlaf wohl, schlaf wohl! die Worte stocken,
Die Lippen finden sich; es schlagen ihre Flammen
Im ersten Kuß zusammen! —

Da rauscht es plötzlich in den Zweigen
Und schwarze Nebelwolken steigen
An hundert Orten aus der Erd' empor,
Und aus der Nacht der Bäume schleicht
Ein heller Schein gespenstisch los und leicht
Und doch gestaltlos sich hervor.
Die Nebel gatten sich und ziehen
Um Röschen eine dichte Wolkenwand;
Sie ahnet Böses, will entfliehen, —
Da fühlt sie sich von unsichtbarer Hand
Mit Riesenkraft umspannt,
Und sieht trotz allem Widerstreben
Sich bald auf einem Wolken-Wagen schweben.
Sie ruft um Hülfe den Geliebten an,
Der Ritter hört die so geliebte Stimme,
Er faßt das Schwert im wilden Grimme,
Und klimmt die Mauer rasch hinan, — —
Da faßt den wunderbaren Wolken-Kahn
Der Sturm, und treibt ihn durch des Aethers Meer
Mit ungestümer Eile vor sich her.

Hier war nicht Zeit zu klagen und zu staunen,
Der Ritter eilt und läßt das Roß sich zäumen,
Jagt auf gut Glück der Richtung nach,
Nach der der Nebel hingeschwommen,
Er reitet so den ganzen Tag,
Läßt seinen Klepper kaum zu Athem kommen,
Ruht in der Nacht kaum ein Paar Stunden aus,
Und trabt, nachdem er noch in einem Köhlerhaus
Den guten Rath mit auf den Weg genommen,
Tief in der Böhmischen Gebirge Schooß,
Die weise Frau um Rath zu fragen,
Er trabt mit frischem Muth auf die Gebirge los,
Und immer höher fängt das Herz ihm an zu schlagen,
Und als sich zitternd durch der Tannen Nacht
Des Tages erste Strahlen wagen,
Da thut der Wald sich auf und sieh, es ragen
In ihrer Nebel-Pracht
Die Riesenberg' empor. — Im Vordergrunde lagen
Zwei Hügel, wo, von Felsen überdacht,
Die weise Frau den Wohnsitz aufgeschlagen.

Der Ritter hält vor einem schmalen Damm,
Und sieht an einem hohlen Eichenstamm,
In dem sich manch Jahrhundert schon gebettet,
Ein ehern Becken festgekettet.

Er schlägt daran mit seinem Degen,
Und alsbald kommt dem dumpfen Schall
Tief aus der Eiche Bauch als Wiederhall
Ein schreckliches Geheul entgegen;
Doch steigt getrost der Ritter in den Schlund,
Der in den Stamm sich in die Erde wühlet,
Und als er wieder ebnen Grund
Fest unter seinen Füßen fühlet,
Da zieht ein schwacher Dämmerschein
Ihn tiefer in die Höhle noch hinein,
Und sieh, von ihrem Lager heulend raffen
Sich sieben Wölfe auf und stürzen auf ihn ein.
Er greift behend nach seinen Waffen —
Da tritt ein dicht verschleiert Weib herein,
Und grinsend legen sich die wilden Hunde nieder.
Der Ritter tritt an die Verschleierte heran,
Erzählt ihr, was wir wissen, wieder,
Und fleht: ob sie nicht sagen kann,
Wo Röschen hingekommen,
Und wer sie ihm so freventlich genommen?
Er fleht sie dreist um Hülfe an.
Die weise Frau hebt ihren Schleier
Vom ernsten, milden Angesicht,
Und lächelt ob dem Feuer,
Womit der Jüngling zu ihr spricht:

»Der Frevler, hebt sie an, das Ungeheuer,
Das Deine schöne Braut
Genommen, haust auf der Gebirge Kette,
Die diese Thäler überschaut,
Und wenn Dir nicht vor solchem Wagstück graut,
So eile hin und rette
Dein Röschen! Du hast nicht umsonst auf mich gebaut,
Und meine Hülfe soll an Deiner Seite stehen;
Jetzt fort! erklimme des Gebirges Höhen,
Sie liegen zwischen Dir und Deinem Glück,
Erst jenseits wirst Du die Geliebte sehen,
Und in das wald'ge Thal, das dann vor Deinem Blick
Sich auseinander rollt,
Steig rasch hinab, und wenn des Abends Gold
Sich rings umher ergießt,
So gieb dies Rosenblatt den Lüften,
Und folg' ihm unverdrossen und geschwind,
Dort wo es liegen bleibt, da wohnt in tiefen Klüften
Der Abendwind,
Der Liebenden nie etwas abgeschlagen,
Der, wenn ein Mädchen einsam ist,
Gern ihr die Klagen von den Lippen küßt,
Sie dem Geliebten zuzutragen.

Er iſt ein ſanfter ſtiller Knabe,
Aus ſeinem Winterſchlafe weckt
Der Frühling ihn mit ſeinem Zauberſtabe,
Dann wiegt er ſich auf Blumen, und verſteckt
Sich mit der Nachtigall in dunkeln Schatten,
Schlüpft leiſe durchs Gebüſch, wo ſich die Vöglein gatten,
Geht freundlich in den Thälern hin und her,
Und ruht ſich aus auf grünen Matten.
Vor ihm enthülle Dein Begehr,
Er wird Dich unſichtbar umſchweben
Und Dir vielleicht die beſte Hülfe geben.
Was Dir noch weiter etwa nützt,
Schließt dieſes kleine Käſtchen ein!
Leb' wohl! Der Muth, der aus dem Aug' Dir blitzt,
Laß Deinen Führer ſeyn;
Mit ihm ſteht die Natur im Bunde,
Und ihre Kräfte ſind ihm unterthan,
Nichts giebt es auf dem weiten Erdenrunde,
Was feſter Muth nicht auch erreichen kann.
Nichts braucht er von der Gunſt des Schickſals zu erbitten,
Gefeſſelt folgt das Glück ihm nach auf allen Tritten.«

Verse aus den Kartenblättern.

Im Januar 1801.

I.

Wer weckt mit seinen Klagen
Des Waldes Wiederhall?
Willst du dein Leid mir sagen,
Du süße Nachtigall?

Du sprichst zu meinem Herzen;
Es hört voll Sehnsucht zu,
Ich fühle deine Schmerzen,
Ich leide so wie du!

Laß unser Leid uns sagen,
Du süße Nachtigall;
Es töne unsern Klagen
Des Herzens Wiederhall!

II.

In unsern Blüthetagen
Da lächelt nur das Glück,
Da tönt auf unsre Fragen
Das Leben hold zurück.

Bald geht der Pfad mit Reigen
Durch öde Wüsteneyn;
Die holden Stimmen schweigen,
Und lassen uns allein!

Dann scheint in unsre Herzen
Wie Luna, klar und mild,
Zu lindern ihre Schmerzen,
Des Freundes sanftes Bild.

III.

Wer klopft so leis' an meiner Zelle?
Wer ist's bei später Nacht? —
Die Liebe sitzt auf deiner Schwelle,
Und bittet, aufgemacht!
Ich bringe süße Spenden,
Sie lindern alle Pein;
Ich will dein Sehnen enden,
Drum laß mich schnell hinein!

Was weckst du wieder das Verlangen
In meiner stillen Brust?
Ach! deine Blumen bergen Schlangen
Und bald welkt deine Lust.
Was auch dein Mund versprochen:
Ich lasse dich nicht ein.
Du hast dies Herz gebrochen,
Wer wird sein Tröster seyn? —

Da klopft es wieder an der Zelle.
Wer ist's bei Mitternacht? —
„Der Tod, der Tod steht auf der Schwelle,
Und fordert: aufgemacht!

Ich bringe keine Gaben;
Ich bringe dir blos mich.
Zwei schwarze Männer graben
Ein Haus für mich und dich.“

Du letzter Trost, o sey willkommen!
Mach auf dein stilles Haus!
Die Welt hat alles mir genommen,
Ich trete gern hinaus.
Es dauert das trübe Sehnen
Des Todtengräbers Spruch;
Die letzten Kummerthränen
Verwischt das Leichentuch!

An Jenny,

als sie verlangt hatte, ich sollte ihr schreiben.

Den 1. Jan. 1801.

Ich soll zum neuen Jahr Dir schreiben?
So nimm denn dies Gedicht aus meinen Händen an;
Es mag Dir zur Erinn'rung bleiben,
An den, der nimmer Dich vergessen kann.
Dein Leben sey so heiter und so hell
Als dieses Jahres erster Morgen;
Wie Stunden in der Liebe Arm, so schnell
Verfließ' es ohne Schmerz und Sorgen.
Und o! daß stets in Deiner Jugend Kranz
Die Liebe Rosen nur, nicht Dornen flöchte,
Daß sie Dir immer lächeln möchte,
In goldner Stunden Reihentanz!
Was kann dem armen Sterblichen dies Leben
Wohl süßeres als treue Liebe geben?
Wir sah'n sie hold am Lebenswege stehn,
Sie führte lächelnd uns zusammen,
Und weckt in unsern Herzen sanfte Flammen.

Doch wird sie lange noch an unsrer Seite gehn? —
Ach bald vielleicht, bald schlägt der Trennung Stunde,
Und bald hörst Du aus meinem Munde,
Wenn mir das Herz vor Schmerzen bricht:
Leb' ewig wohl! vergiß mein nicht!
Dann werd' ich oft mit schmerzlichem Verlangen
Mich sehnen, Dich voll Liebe zu umfangen;
Doch ach! Du bist nicht da,
Wenn jene Stunde schlägt, wo ich so oft Dich sah,
Dann wird mein Auge sich mit Thränen füllen,
Und am geliebten Schattenbild von Dir —
Du gabst es einst zum Angedenken mir —
Wird meine Sehnsucht sich mit heißen Küssen stillen. —
Dein Bild wird immer um mich seyn,
Und wie ein guter Engel mich umschweben.
Und fühlst Du einst beim sanften Mondenschein
Ein leises Ahnen Deinen Busen heben,
Wenn Du Dich still in die Vergangenheit verlierst,
Und dann ein lindes sanftes Wehen,
Wie einen leisen Kuß auf Hand und Lippe spürst:
Dann zweifle nicht, das ist mein Geist,
Der Freud' und Frieden Dir verheißt,
Und leise mahnend zu Dir spricht:
Vergiß mein nicht!

Selbstmord.

Im Mai 1801.

Die Sonne stirbt, getaucht in Blut;
Der Sturm entfaltet heulend seine Flügel;
Der Himmel stürzt in wilder Fluth;
Entsetzen rauscht um diesen Tannenhügel.

Willkommen süße Harmonie,
Zu der, dem Zorn des Himmels zu Gefallen,
Die Hölle ihre Stimmen lieh!
Ich fühle dich im Herzen wiederhallen!

Ja heule Sturm! und stürze Fluth!
Das Thal mit deinen Wogen anzufüllen,
Zu kühlen dieses Busens Glut,
Und diesen Durst auf ewig mir zu stillen!

Wer rief mich aus dem finstern Nichts
Auf diesen düstern Schauplatz fader Träume,
Zum Kampf des Dunkels und des Lichts?
Wer riß des Wurmes Leben aus dem Keime?

Wer warf mich auf dies blut'ge Meer
Zum willenlosen Spiele falscher Wellen?
Der lecke Nachen treibt umher,
Um bald an schroffen Klippen zu zerschellen.

Wer zwang mich denn ein Mensch zu seyn,
Dies Mittelding von Teufel und von Affen,
Zu seiner eignen Qual allein
Im Zorn der launigen Natur erschaffen?

Nein rasch hinaus den letzten Schritt!
Hinweg von dieser blutgedüngten Erde,
Wo jeder Fuß auf Bruderasche tritt!
Du winkst mir, Tod, mit lächelnder Geberde!

Die freie Hand schließt auf die Brust,
Auf ewig diesem Herzen Ruh zu geben:
Es stößt mit nie empfundner Lust
In rother Fluth hinweg das freie Leben.

Epigrammen.

Im Juni 1801.

1.

Veit.

Da hört' ich euch, Gevatter Kunz, so eben,
Der Pastor hätt' ein Buch herausgegeben,
Das Epigrammen betitelt ist.
Was sind denn das für Dinge: Epigrammen?

Kunz.

Ganz kurze Gedichte, daß ihr's wißt,
Worin das letzte Wort das Beste ist.

Veit.

Aha, nun reim' ich mir's zusammen!
Er hält ja alle Sonntag' Epigrammen.

2.

Richter.

Ja Ihr Prozeß ist nun zu Ende;
Für Sie verloren! — Das Gesetz gebot!
Ich wasch' in Unschuld meine Hände.

Client.

Das Waschen thäte freilich Noth;
Doch wenn sich nur das Wasser fände.

3.

Heut starb Amynt, und ward noch selbst im Sterben
Ein Muster frommer Zärtlichkeit:
Denn bis zum letzten Seufzer that's ihm leid,
Vor seiner Frau den Himmel zu ererben.

4.

S**** hätt' auf seiner Bahn Unsterblichkeit erworben,
Wenn er nicht unterwegs vor Hunger wär' gestorben.

Verlangen.

Den 28. Juni 1801.

Drei kurze Monden sind wie leichter Schaum
Im großen Strom der Zeit dahingezogen.
Ich kam von bunten Hoffnungen umflogen;
Und — kannte, wie Ulyß, die Heimath kaum. —
Umgaukelt von der Liebe Morgentraum,
Trank ich aus jener Lethe kühlen Wogen;
Doch lange ward die Sehnsucht nicht betrogen;
Sie winkt mir an des Himmels fernstem Saum.
Dort hebt, von zauberischem Duft umfangen,
Aus blauer Ferne sich ein fremdes Land,
Ein frischer Wind umspielt des Pilgers Wangen,
Die Wimpel wehn, die Segel sind gespannt!
Und wieder frag' ich dich, du fremdes Land:
Stillst du in blauer Ferne mein Verlangen?

Eins, zwei, drei, vier!

Im August 1801.

Wenn des Abends Rosenflügel
Um die dunkeln Wälder wehn,
Will ich über Thal und Hügel
Hin zu meinem Liebchen gehn.
Eins — zwei — drei — vier:
Ach, noch kann ich nicht zu ihr!

Ruft ihr endlich, träge Uhren,
Leicht und still wie Abendwind
Eil' ich durch den Thau der Fluren,
Klopf' an Liebchens Thür geschwind.
Eins — zwei — drei — vier!
Also klopf' ich an die Thür.

Eines Freudenhimmels Pforte
Oeffnet sich die kleine Thür.

Süßes Mädchen! keine Worte,
Küsse sprechen einzig hier!
Eins — zwei — drei — vier?
Nein, unzählbar küssen wir!

Liebe schlingt uns fest zusammen;
Wir gehorchen dem Gebot,
Und in ihren Opferflammen
Sterben wir den schönsten Tod!
Eins! zwei! drei! vier! —
Mund! verstumme selig hier!

Der Traum.

Im August 1801.

Ich lag im Schatten kühler Bäume,
Da sank der stille Schlaf auf mich,
Und mich umflogen bunte Träume,
Ich wachte auf, und rufte Dich.

O könnte Dir mein Mund es sagen,
In welches süße Zauberland
Mich dieser goldne Traum getragen,
Mir von der Liebe zugesandt!

Die Sonne sank; und hehr und leise
Schritt schon die braune Nacht herauf.
Ich kam von einer weiten Reise
Und bald vollendet war mein Lauf.

Da sah ich, meinem Pfad zur Linken,
Durch hohe Bäum' ein zierlich Dach
Im Strahl der Abendsonne blinken,
Ich ging dem Pfad zur Linken nach.

Ein Meer von tausend Wohlgerüchen
Schlug seine Wellen rund um mich;
Der Nachtigallen Lieder schlichen
In meine Brust voll Sehnsucht sich.

Und sieh! im Kreis von hohen Bäumen
Da saß, auf einer Bank von Moos,
Ein junges Weib in stillen Träumen,
Ein holdes Kind auf ihrem Schoos.

Sie kam mit freundlich milden Blicken,
Und schnellen Schritten auf mich zu;
Und dieses Weib — o welch Entzücken!
Dies Weib — Du warst es, Jenny, Du!

Da nimm, sprachst Du, aus meinen Händen
Dies Kind des Schmerzens und der Lust!
Ich nahm das Kind aus Deinen Händen,
Und schloß Dich selig an die Brust.

Die Reisenden.

Im September 1801.

Schnell segeln die Wolken, sie eilen, sie fliehn,
Vom stürmenden Winde getrieben;
So eilen wir flüchtige Pilger dahin.
Wo ist die Heimath geblieben?
Fahr' hin, fahr' hin du treues Land!
Zum letztenmal winkt dir des Scheidenden Hand.

Die Blätter fallen, der Sommer zieht fort,
Nach Süden die Schwalben ihn tragen.
Wir folgen, wir eilen von Ort zu Ort,
Als wollten wir ihn noch erjagen.
Rasch, eh' des Lebens Sommer verglüht!
Vielleicht, daß im Süden ein Lenz uns noch blüht.

Der Dieb.

Im December 1801.

Komm Mädchen, setz' dich zu mir her,
Ich will Dir was erzählen:
Es schleicht ein Bub' im Land' umher,
Und stiehlt, was nur zu stehlen.

Das Knäbchen ist gar wunderschön;
Man läßt sich leicht verführen.
Läßt Du Dein Thürchen offen stehn,
Wirst Du den Schalk wohl spüren.

Er stiehlt nicht mit Gewalt, er stiehlt
Mit Tändeln und mit Scherzen;
Doch ist's kein Gold, wonach er zielt,
Der Bube stiehlt nur Herzen.

Vor wenig Tagen hat er mir
Mein eignes Herz gestohlen,
Und lächelnd wieß er hin nach Dir,
Dort möcht' ich's wieder holen.

Drum, liebes Mädchen, laß ich mich
Auf meine Kniee nieder:
Gieb, holdes Kind, ich bitte Dich,
Mein armes Herz mir wieder!

Doch, Schelmenaug', gefällt es Dir,
Noch mehr damit zu schalten,
So gieb das Deine mir dafür,
Dann magst Du mein's behalten.

Ein Traum.

1801.

Als ich neulich dem Verlangen,
Mich des frischgeschmückten Maien
Und der Frühlingsluft zu freuen,
Vor dem Thore nachgegangen,
Fühlt' ich unterm Weidenbaum,
Dessen Zweige nah' am Saum'
Jener Straße niederhangen,
Mich von lindem Schlaf umfangen.

Und mir schien es, träumt ich da,
Daß ich weit in fremdem Lande
Hoch auf Bergen stand am Strande
Und ins Meer hinunterſah.
Und der Sturm hatt' es ergriffen,
In der Tief' es aufgeweckt,
Ließ die weiß besäumten Wellen
An den schwarzen Felsenriffen
Prasselnd auseinander schellen;
Und so weit das Meer sich streckt,

War's besä't mit tausend Schiffen,
Wohl auch drüber oder drunter,
Die bald in die Wolken griffen,
Bald sich wühlten tief hinunter
Auf den Grund von Nacht bedeckt.

Viele sanken; alles Leben
Das auf ihnen sich geregt,
Mußte sich dem Tod ergeben,
Den das Wasser tückisch hegt.
Manchen aber war's gelungen,
Sturm und Woge war bezwungen,
Und das sichre Land errungen;
Und ich sah ein Völklein hie
Kaum entronnen den Gefahren,
Triefend noch an Kleid und Haaren:
Dieser weinte, jener schrie;
Andre dort, die klüger waren,
Sparten Arbeit nicht und Müh,
Noch zu retten was ihr eigen,
Auch wohl fremdes ihm zu paaren.
Ruhig und in ernstem Schweigen,
Seitab von den regen Schaaren,
Konnt' ich einen nur gewahren;
Deutlich war's ihm anzuschau'n,

Daß um nichts der Mann ist kommen,
Dem nicht auch das Selbstvertrau'n
Und die innre Kraft genommen.

Endlich weiter hin am Strande
Sah ich noch ein Häuflein stehn,
Gierig wühlend in dem Sande,
Achtend nicht des Sturmes Wehn,
Nicht des Unglücks Hülfe flehn,
Denn sie fanden in dem Sande
Reiche Muscheln, die am Strande
Wilde Fluthen warfen hin:
Edle Perlen glängten drin. —
Als ich nun mich hin gewendet,
War mein Schlaf und Traum geendet,
Und ich sahe einen Wagen,
Dem vier Rosse vorgespannt —
Drinnen saß ein reicher Fant —
Rasch bei mir vorüber jagen.
War ein Bauer mir zur Hand;
Wollt' ich doch den Bauer fragen,
Ob der Herr ihm nicht bekannt?
Und ich hört' ihn seufzend sagen:
Ja, es ist ein Lieferant!

Epiſtel an Krauſe in Baireuth.

Im Juni 1802.

Ein leiſer Ruf aus fernem Lande!
Vernimmſt du gern den wohlbekannten Ton?
Er kommt von Deiner Saale Strande.
Wie ferne ſind die Stunden ſchon,
Die wandelnd uns geſehn an ihrem Wieſenrande!
Wie weit iſt, ach! die gute Zeit geflohn!
O könnt' ich doch dies Blatt den Lüften geben,
Die ſpielend meine Locken heben,
Daß ſie zu Dir es führten, wenn vielleicht,
Biſt Du allein im ſtillen Haine,
Mit leiſem Fuß im Abendſcheine
Sich die Erinnerung zu Dir ſchleicht,
Und zu Dir ſpricht, wie Nachhall ferner Flöten,
Und mancher ſüße Traum der grünen Nacht entſteigt,
Daß ſie Dirs dann vor Deine Füße wehten,
Mit andern Blüthen, die ein Nordwind abgeſtreift,
Du würdeſt es vielleicht mit frohem Staunen leſen;
Des Jünglings Bild, der jetzt zum Manne ſchon gereift,

Erſchiene Dir in der Erinnerung Dämmerlicht,
Und ſpräche: Sieh, Dein Freund vergaß Dich nicht.

Zum dritten Male ſchon ſah ich den Frühling ſproſſen,
Seitdem wir uns zum letztenmale ſahn.
Der Jugend Morgen iſt verfloſſen,
Zum Mittag eilt die Sonne raſch hinan.
Und nicht mehr wenn die erſten Knospen ſchwellen,
Spricht mich ein höh'res Daſeyn freundlich an:
Umhergeworfen auf des Lebens Wellen,
Will mir der ſüßen Traumgeſtalten keine nahn,
Die ſich zum Jüngling gern geſellen.
Der ernſten Wahrheit weicht der Dichtung ſüßer Wahn.

Des Böſen hab' ich viel, des Guten mehr erfahren.
Des Schlechtern ſah ich auch, des Schönen mehr.
Ich ſah den Rhein, als führt' er ſeine Wogenſchaaren
Zum Kampfe mit den Unterdrückern her,
Sie furchtbar, donnernd laut, weg über Felſen reißen,
Mir war's, als trüg' auf ſeinem weißen
Beſchäumten Rücken er mein eignes Leben hin.
Ich ſah mit ſtill bewegtem Sinn
Im See mit waldbedeckten Hügeln,

In jenen See, der Tell'n zur beſſern Freiheit trug,
Der Jungfrau hohe Stirn ſich ſpiegeln,
In die kein Menſchenfuß noch ſeine Spuren ſchlug;
Und auf des Rigis königlichem Rücken
Ward ſchwimmend in des Abends flüß'gem Gold
Und unabſehlich meinen Blicken
Der Alpen ſtarre Welt entrollt.
Und weiter ward ich fort von Schaubegier getrieben.
Ich ſah die Bühne, wo ein ungeheures Spiel
Zwölf Jahre ſchon geſpielt, und noch kein Vorhang fiel;
— Wo ſind der Spieler Tauſende geblieben? —
Den Corſenjüngling ſah ich, der Bewundrung werth,
Der ſeinen Namen mit dem Schwert
In der Geſchichte lautes Erz geſchrieben.
Aus Marmor ſprach zu mir der Griechen hoher Geiſt,
Und ihre Götter ſah ich ſtaunend um mich ſtehen;
Und bald ſo mild, wie Frühlingswinde gehen,
Bald wie der Sturm die Eichen niederreißt,
Fühlt' ich Begeiſterung durch meinen Buſen wehen,
Als ich vor Raphaels und Guidos Schöpfung ſtand,
Die ihre Farben nur des Himmels lichten Höhen,
Der armen Erde nicht entwandt.

Ich kehrte heim; nicht wie ich fortgegangen
Kehrt' ich zurück ins teutſche Vaterland.

Aus meiner Seele war das heftige Verlangen
Nach immer Neuem weggebannt,
Und freundlich war darin der Glaube aufgegangen:
Das Glück wird nicht auf fremder Flur gefangen;
Es sucht von selbst den häuslich stillen Heerd,
Es bleibt an keinem Schimmer hangen;
Wen Lieb' und Freundschaft fest umschlangen,
Bei dem ist's immer eingekehrt.
Kommt wieder her zu uns der holde Lenz gezogen,
Dann kommt die Schwalbe mitgeflogen,
Und baut das lang verlaßne Nest.
So kam ich auch aus fernem Lande wieder,
Und lasse da mich mit dem Frühling nieder,
Wo sich's am besten bauen läßt.
Die Liebe hat sich heimlich eingefunden;
Sie schlingt um mich ein unauflöslich Band;
Mit manchem Edeln bin ich eng verbunden:
Reichst Du mir nicht auch wieder Deine Hand?
Mein Herz hat Deiner nicht vergessen,
Die Hand vergaß Dich nur allein.
Willst Du es ihr vergeben und vergessen?
Ich biete Dir die Rechte; — schlägst Du ein?

Wie alte Freunde kommen aus dem Hain
Des Waldhorns Töne her zu mir gegangen;
Mit ihnen ziehen Sehnsucht und Verlangen
In meine Brust aufs neue ein.

»Verlangst du mit der Welle hin zu fliehn,
Und dich im Meeresschooße zu verlieren?
Soll dich der Wind auf jenen Wolken führen,
Die fort in fremde Länder ziehn?«

»Verlangst du nach der süßen Nachtigall?
Willst mit dem Frühling durch die Wiesen gehen,
Und nach den zarten Blumenkindern sehen,
Und mit ihm ruhn am Wasserfall?«

Die Welle flieht, doch flieht sie nicht zu ihr,
Und weilet spielend nicht zu ihren Füßen!

Die Wolken dürfen jenes Land nicht grüßen,
Wohin die Gute ging von mir.

Und kommt der Frühling wieder zu uns her,
Werd' ich nach meiner Blume trauernd fragen,
Und trauernd wird die Nachtigall mir sagen:
Die süße Blume ist nicht mehr!

Die Erde nahm und küßt sie nimmerlos;
Kein Sehnen, kein Verlangen bringt sie wieder.
Drum schlag ich Reuend meine Augen nieder:
O nimm mich auch in deinen Schooß!

An Dem. Malcolmi.

Nach der Aufführung der Jungfrau von Orleans in Weimar.

Im April 1803.

Wenn herrlich nun dein Werk vollbracht hienieden,
Die Erde fliehet unter deinen Füßen,
Der Engel Schaaren dich als Schwester grüßen,
Du sinkst, auf deinem Antlitz Gottes Frieden;
Da regts gewaltig sich in jeder Brust,
Und jeder, jeder wünscht mit dir zu sterben,
Mit dir zu theilen deinen kurzen Schmerz,
Mit dir die ew'ge Freude zu erwerben!
Doch leise, leise flüstert mir mein Herz: —
Vergieb, du Heilige! ich kann nicht widerstreben; —
Ach! größre Seligkeit wär's doch, mit dir zu leben!

Bruchstücke aus einer unvollendeten Epistel.

1802 — 1803.

Wenn sich in meinem dumpfen Herzen
Die Langeweile mit dem Mißmuth setzt,
Und mit dem schwarzen Dienertroß der Schmerzen,
Die Krankheit fröstelnd sich an meine Seite setzt,
Dann liegt vor mir die Schöpfung trüb und kalt,
Mir bräut des Lebens feindliche Gestalt,
Ich seh den Menschen unter Schicksals Füßen,
Die Schuld, daß er geboren, büßen,
Und keines Jenseits Palmen wehn. — — —

— — Mich soll ein ew'ger Schlaf mit seinen Flügeln
bedecken!
Kein zweiter Traum, den man hier Leben nennt,
Soll mich mit seinen Gaukelbildern necken!

O, wer dieß hohle Leben kennt,
Soll der nicht seinen Arm dem Schlaf entgegen
streken,
Der ihn auf ewig von ihm trennt?
Wer ist's, dem, wär er einmal abgegangen,
Das jämmerliche Puppenspiel
So sehr gefiel,
Daß er es wünscht von neuem anzufangen,
Und noch einmal von einer Hand,
Die wir nicht kennen,
Du magst sie Schicksal, Gott, du magst sie Zufall
nennen,
An ihrem eisern Gängelband
Geleitet, fortgestoßen, seine Rolle
In einem Schauspiel ohne Plan und Ziel,
Im Purpur oder grober Wolle,
Wie es der unsichtbaren Hand gefiel —
Auf einem andern Schauplatz fortzusetzen?
Ich wünsch' es nicht, und mild spricht die Natur —
Nur denen schrecklich, ihnen nur,
Die niederknien vor dem Götzen,
Vom Leben kläglich aufgestellt,
Um seine Sclaven fester zu umnetzen —
Sie spricht: erforschet diese Welt,
Fragt nach dem Wort, das sie zusammenhält:

Zerstörung! wird sie euch zur Antwort geben;
Nur die Zerstörung zeugt das Leben.
So müßt auch ihr vergehn,
Und euer Lehn gebt ihr dem Staube wieder.
Was in euch denkt und schafft, was aus des Himmels Höhn
Den Blitz gefesselt zog zur Erde nieder,
In den geheimsten Bau der Welt gedrungen ist,
Und kühn die Bahn der Schwesterwelten mißt,
Die sich durch ungeheure Fernen drehn,
Es muß mit euch vergehn!
Denn eins ist es mit euch, und was ihr Seele nennt,
Ist eine Handvoll Thon, von Künstlerhänden
Zum wundervollen Prunkgefäß gebrennt.
Doch die Zerstörung winkt, die kurze Pracht zu enden,
Und wieder ist es was es war: es sinkt
In der Verwesung Arm. Denn nimmer ringt
Von ihr das Irdische sich los,
Und euer stolzes Jenseits schlingt
Die Erde nimmersatt in ihren finstern Schoos.

Und doch — und doch — wie hebt das Herz vor dieser kalten,
Hohnsprechenden Vernunft, und was sie spricht,

Das Herz, es glaubt ihr nicht.
Der Hoffnung heitre Morgenröthe bricht
Durch dunkler Gräber Spalten;
Geschäftig zaubert Fantasie,
Dem Stolze dienend und der Furcht, Gestalten,
Wie Guidos Pinsel sie der Leinwand lieh,
Auf jenen düstern Nebelduft,
Der unsre Zukunft nie durchdringen deckt,
Schlägt eine Brücke über jene Kluft,
Die zwischen hier und Jenseits sich gestreckt,
Und schmückt selbst diese Welt, dieß weite Leichenhaus,
Mit ihren hellen Blumen aus.
Mag die Vernunft doch Lügnerin sie nennen:
Weg mit der trostlosen Vernunft!
Ich will mich zu der Narren großer Zunft,
Der Glücklichsten, bekennen.
Weg mit der trostlosen Vernunft!
Um dessen Stirn sein ehern Band
Der Wahnsinn festumstrickend wand,
Ach, er ist glücklich! nehmt ihm seinen Wahnsinn nicht!
Er spielt mit Scepteru und mit Kronen,
Er schmückt sein Haupt mit goldpapiernen Kronen —
O nehmt ihm den mitleid'gen Wahnsinn nicht!

Musik däucht ihm das Klirren seiner Fesseln,
Und dieser Kranz von Disteln und von Nesseln,
Den er mit Wohlgefallen flicht,
Dünkt ihm von Rosen, die die Liebe bricht.
Er schmücket seiner Klause düstre Wände
Mit bunten Farben, nennt es seinen Himmel dann,
Und faltet andachtsvoll die Hände,
Und betet seines Wahnsinns Schöpfung an.
O, was auch die Vernunft hohnlächelnd spricht:
Nein, nehmt ihm seinen süßen Wahnsinn nicht.

— — O, laß in diesen kurzen Augenblicken,
Die uns der Parze Hand noch gönnet zu verträumen,
Laß uns das Haupt mit allen Blumen schmücken,
Die aus der Winterflur des Lebens spärlich keimen.
Das Leben ist des Lebens Lohn!
Man lebt nur um zu leben!
Sprich deiner Gegenwart nicht Hohn.
Nur ihr bist du etwas; des Staubes Sohn,
Kannst aus dem Staube dich nicht heben. — —

Epiſtel an Ernſt von Houwald. *)

1804.

Schon haben vierzehn Stunden in der Zeit,
Und vierzehn, auch wohl mehr, im Raume,
Sich zwiſchen uns geſtreckt, wie eine Ewigkeit.
Ich ſitze hier ſo halb und halb im Traume,
Und ſchreib' an Dich. Daß große Zärtlichkeit
Und Sehnſucht mich dazu nicht treiben,
Vermutheſt Du, drum will ich's auch nicht ſchreiben.
Verläßt man Freunde denn wie Mädchen oder Weib?
Wenn wir mit jenen unſre Seele theilen,
So theilen wir mit dieſen auch den Leib.
Und in der Ferne läßt ſich der nicht theilen:
Doch keine Ferne kennt die Seele, keine Meilen.

*) Conteſſa hatte ſeinen Freund Houwald in der Lauſitz beſucht, reiſte von ihm nach Schleſien, ſeinem Vaterlande, und dichtete dieſe Epiſtel unterwegs im Gaſthofe des Städtchens Muskau.

Warum denn alſo ſchreib' ich Dir?
Was zwingt den Stift mir in die Hände?
Was wirft die Verschen ſo behende,
Wie Katz die Jungen, auf's Papier?
Die albernſte von allen Feen,
Die quälend uns zur Seite ſtehen;
Die wahre heutzutagige Meduſe;
Die Präſidentin unſerer Aſſembleen;
Erfinderin vom nobeln Spiel: Rabuſe;
Die Schweſter von Herr Göthes neuſter Muſe;
Schutzheilige von unſerer Literatur,
Und Mutter endlich mancher Zeile,
Die Tochter ſcheint von Begeiſtrung und Natur;
Mit einem Wort: die Langeweile! —
Beim erſten Schritt auf Muskaus Pflaſter,
Gähnt mir mit großer Seelenruh'
Der Meiſter von der Poſt, ſein Pfeifchen Knaſter
Bedächtlich ſchmauchend, dieſe Worte zu:
'S ſind keine Pferde zu bekommen,
Der Graf von X. hat alle weggenommen!
Und gähnend vor Geduld ergeb' ich mich darein;
Und in das Zimmer führt die Magd mich gähnend ein,
Selbſt nicht gemacht das Gähnen zu verſcheuchen;
Mit einer Langeweile ohne Gleichen,
Lümml' ich zum Fenſter gähnend mich hinaus,

Und gähnend spannt der Schwager aus,
Kommt dann mit offnem Maul und schweren Schritten,
Um sich das Trinkgeld auszubitten,
Drauf: klipp, klipp, klapp! — und alles still und stumm.
Drei Gänse nur, ganz leise schnatternd, latschen
Mit breiten Füßen auf dem Markt herum;
Zwei alte Weiber steh'n an jener Eck' und klatschen;
Dumpf murmelt mir zu diesem Chor
Der Brunnen dort den Grundbaß vor;
Die alten Häuser selbst mit Schadenfreude stehn,
Und schneiden mir langweilige Gesichter;
Die Sonne, die zum Schlafengehn
In einen Wolkenschlafrock immer dichter
Sich popelt, guckt mit so verblaßtem Schein,
So schläfrig und so wässerig herein,
Als würd' auf ihrem Mund so eben
Ein Island-Kotzebu'sches-Thränenspiel gegeben.

Jetzt stieg mein Elend auf den höchsten Grad empor.
Kaum wußt' ich ob ich schwämme oder stände,
Gedankenlos starrt' ich auf meine Hände;
Sie kamen mir wie fremde Hände vor,
Und wär's mir nicht gelungen, mich,

Im Zweifel, bei der Nase noch zu ziehen,
So hätt' ich fast geglaubt, der Teufel habe sich,
In Noth um einen Kopf, den meinigen gestohlen.
Doch nun rafft' ich mich auf mit meiner letzten Kraft.
Es wird der schwarze Nektar der Levante,
Der manche Lethargie schon bannte,
In großem Kruge auf den Tisch geschafft,
Und bis das Feuer sich in meinem Kopfe findet,
Der Tabackskopf indessen angezündet.
Drauf leg' ich mir
Ein Blättchen weiß Papier,
Gleich wie dem Seidenwurm für seine Eier, unter,
Und trinkend, rauchend, verfeind, werd' ich munter.
Die Langeweile flieht auf blauen Wölkchen hin.
Die von den Lippen sich zum Himmel kräuseln,
Und reger stets und lustiger umsäuseln
Die leichten Schwingen mich von bunten Fantasien.
Schon seh' ich meiner Heimath Berge glühn!
Wie sie aus blauer Ferne grüßend winken!
Wie sie das Gold der Abendsonne trinken!
Und wunderbar gestaltet ziehn
Am Abhang, geistergleich, die Wolken auf und nieder,
Und von der schroffen Klippe fliehn
Des Gießbachs Wellen in das Thal hernieder,

Wo Lieblichkeit und Reiz in tausend Formen blühn;
Und ihr, seyd mir gegrüßt, ihr heil'gen Bäume!
Erinn'rung spricht aus euerm leisen Wehn;
In euern Wipfeln schlummern goldne Träume!
Hier lächelte durch bunte Wolkensäume
Der Kindheit Morgenhimmel mir so schön!
Hier sahn ihr oft den Knaben träumend stehn,
Die Wirklichkeit lag noch verhüllt im Keime.
Und horch! es tönt wie ferne Jugend-Lieder
Von meiner Heimath holde herüber!
Und mächtig regt die Sehnsucht das Gefieder!
Mit Liebesarmen zieht es mich hinüber! —
Leb' wohl! leb' wohl! — Dem Lübb'ner Paar der Brüder
Bring' meinen besten Gruß!
Leb' wohl! Dich seh' ich in der Heimath wieder!
Bin ich Dir werth, so denk', daß ich Dich sehen muß.

Das steinerne Zeitalter.

Im Januar 1804.

Goldene Zeit, wo der Mensch dem Gesetz im Busen noch folgte,
Wo noch auf Wogen des Lieds staunenden Horchern ins Herz
Strömte der heilige Sänger das eigne gewaltige Leben,
Wo noch der Künstler aus Stein schuf den lebendigen Gott!
Nun ist es anders, ach! anders! Denn kalt in versteinerter Selbstsucht
Starret das Menschengeschlecht; steinern ist Leben und Kunst,
Spottend des Elends schleudert — Ihr Weisen forschet nicht länger —
Spottend schleudert der Mond selber uns Steine herab.

Der Gast im Herzen.

Im Juni 1804.

Soll ich sitzen oder stehen?
Soll ich gehen oder bleiben?
Ach, kaum weiß ich, was ich thue!
Etwas will mich rastlos treiben,
Heißt mich da und dorthin gehen,
Doch ergeh' ich mir nicht Ruhe.
Denn ein Gast ist zu mir kommen,
Der im Herzen sich gebettet,
Wie der Herr im Hause schaltet,
Mich an seinen Dienst gekettet,
Ruhe mir und Schlaf genommen,
Und tyrannisch mit mir waltet.
Sieh, er läßt beim Ruf der Glocken
Mich nicht länger innen bleiben! —
Hu! 's ist Mitternacht! die Winde,
Winters rauhe Söhne treiben
Wirbelnd Spiel mit großen Flocken! —

Böser, böser Gast, verschwinde! —
Doch er treibt mich zu der Thüre,
Die mein Leben mir verschließet; —
Thüre, die mit leisem Beben
Die Erwartung oft gegrüßet,
Hör' auf meine Worte, führe
Mir heraus mein süßes Leben!
Und sie hört! sie flieht die Schwelle,
Knarrend folgt sie meinem Worte;
Wie aus Wolken Vollmondscheine,
Schlüpft mein Mädchen durch die Pforte! —
O, der du mich treibst zur Stelle,
Holder Gast im Herzen, bleibe!

Sonnett.

Im August 1804.

Zur Thorheit, ja! — wir sind dazu geboren! —
Mit kühner Rechte in den Himmel greifen,
Begeistrungsvoll durch Morgenröthen schweifen,
Frech rütteln an des Geisterreiches Thoren;

Dann wieder, in Erbärmlichkeit verloren,
Aus Erdenkoth sich seine Götzen häufen,
Den hohen Geist durch ekle Laster schleifen,
Selbst gegen sich und die Natur verschworen;

Das Herz und seinen heiligtheuern Frieden,
An Eitelkeit und flachen Ehrgeitz schmieden;
Genießend selbst noch in Begier verbrennen:

Das wäre Thorheit, Thorheit nicht zu nennen? —
Wohl allen, denen es wie uns beschieden,
Daß sie als Thoren lächelnd sich erkennen!

Nach aufgegebenen Endreimen.

Auf einen alten und schlechten Schauspieler.

Bald brechen Deiner Lebensbühne — — Breter,
Und Du hast ausgespielt, Du armer — Lump.
Des Beifalls warmes Frühlings- — — Wetter
Beschien Dich nie, Du warst im Spiel zu — plump.
Das Lustspiel ward in Deinem Munde — frostig.
Der höchste Pathos lag bei Dir im — Kreischen.
Nichts wärmt dich mehr, dein altes Herz wird — rostig.
Was kann die Welt noch von Dir — — heischen?
Leg ab den bunten Kram, die stolze — Feder,
Und Larv und Dolch! Horch, das Gerüste — prasselt,
Die Scene wandelt sich, es rollen schon die — Räder
Im Hintergrund, der dunkle Vorhang — rasselt.
Hör' auf mit Deinen Klagen und mit — Murren,
Du gehst zum neuen Spiel, das Schicksal — wills,
Der letzte Act ist aus, die Seile — — schnurren,
Fahr wohl! Du armer Erden- — — Pilz!

Sonnett.

An meines Mädchens achtzehnten Geburtstag.

Mit einem Vergißmeinnicht.

Du hörst die stumme Bitte dieser — Blume,
Ist gleich Dein Ohr für meine Bitten — taub.
Wie schön entfaltet sie das kleine — Laub
An Deinem Busen, ihrem — — — Heiligthume.
Sie strahlt voll Stolz nach keinem andern — Ruhme,
Als heute Dir zu lächeln, bald ein — Raub
Der strengen Zeit; Du sammelst ihren — Staub
Und ihrer welken Blätter zarte — — Krume.
Ich sah, von Thau beperlt, im stillen — Thal
Sie dieses Tages Morgenroth — — begrüßen,
Als ich sie der Natur vom Busen — stahl,
Durch ihren Tod der Mutter Schuld zu — büßen,
Daß sie der Kinder ganzen bunten — Kram
Dir zum Geschenk nicht selbst vom Busen — nahm.

An meinen Bruder.

Den 8. Juli 1805.

Wie auf den Flügeln frischer Morgenstunden,
Oft goldne Träume still hernieder schweben,
Des Menschen Brust mit Himmelsahndung heben,
Und Kühlung wehn auf alle heißen Wunden!

So hat das Glück noch einmal dich gefunden,
Hat Dir des Jugendherzens warmes Streben,
Des Lebens Blüthe, nach dem Herbst gegeben,
Und Morgenroth Dir in der Nacht entzunden. —

Und wie dem Schiffer, dem des Leuchtthurms Funken
Herleuchtet von des Himmels fernsten Säumen,
Und winkt nach stillem, heimathlichem Dache,

War mirs, als mir Dein Wort ins Herz gesunken! —
Du träumtest schön! — Heißt Glücklichseyn nicht träumen? —
Ach Heil! wem nie das Leben ruft: erwache!

Mein Sohn an seine Mutter

zum 8. Februar 1812.

Da, Mutter, nimm mit diesem Kuß
Hier meinen Wunsch und meinen Gruß,
Zu dem Geburtstagsmorgen!
Weil ich nicht sprechen kann mit Dir,
So mußte schnell der Vater mir
Gedank und Feder borgen.

Noch hüllt das Leben rings um mich
In Morgenduft und Dämmerung sich;
Die Welt liegt noch im Keime.
Was hört mein Ohr, mein Auge schaut?
Der Außendinge Form und Laut,
Däucht mir wie bunte Träume.

Doch wohlbekannt in fremder Welt
Seh ich zur Seite mir gestellt
Zwei freundliche Gestalten:

Du bist es, und der Vater da!
Könnt' ich so freundlich mir und nah
Euch beide stets behalten!

Allein bald will der Vater gehn,
Daß wir ihn nimmer wiedersehn,
Die weite, letzte Reise.
Drum bleib Du arme Mutter, nur bei mir;
Sonst steh' ich ganz verlassen hier,
Als eine arme Waise.

Erzieh' Dein Kind zum braven Mann!
Leit' es zur Menschenliebe an:
Das höchste Gut ist Lieben!
Haß ist ein Pfeil, der vom Geschick
In seines Schützen Brust zurück
Abprallend wird getrieben.

Und so sey heiter! Fasse Muth!
Die Bitte, die die Mutter thut,
Wird Gott ja gern erhören. —
Dieß Wünschlein, das der Vater macht,
Ist leicht sein letztes: nimm's in Acht!
Und halt' es drum in Ehren!

Sonst und Jetzt.

Im Juni 1813.

Freundliche Thäler, und Berge, und Quellen, und schattige Haine —
Alles, wie es im Lenz vormals oft mich entzückt!
Aber ach! es fehlt der rüstige Sinn zum Genießen,
Und die Liebe, die mir vormals alles belebt!

In das Stammbuch

auf dem Zainhammer bei Neustadt Eberswalde.

Im Juni 1813.

Da furchtbar rings des Krieges Donner schallen,
Der Furie, die die Hölle losgekettet,
Die Millionen schon ins Grab gebettet,
Aufs neue tausend blut'ge Opfer fallen:

Seh' ich hier harmlos stille Bächlein wallen,
Hat Ruhe sich im Buchenhain gebettet,
Der Fried', ein Flüchtling sich hieher gerettet,
Und schläft beim Wiegenlied der Nachtigallen;

Der Abendwind schwingt leiser das Gefieder,
Und leiser rauscht der Wasserfall hernieder,
Besorgt, den Schlummernden nicht zu erwecken.

O, möchte nie das Toben frecher Horden,
Vom Krieg gesandt zum Rauben und zum Morden,
Den holden Gast aus diesen Fluren schrecken.

Das Kind.

Romanze 1813.

Es sitzt in seines Schlosses Hallen
Der Freiherr wohlgemuth beim Schmaus;
Die Becher klingen, Lieder schallen,
Die Diener laufen ein und aus.

Da schleicht sich durch die offne Pforte
Ein zartes Knäblein still herein,
Und tritt zum Herrn mit leisem Worte:
Mich hungert, Herr, gedenk' auch mein.

„Wer ist das Kind? Ist bei dem Feste
Vielleicht Dein Vater auch nicht weit?“ —
Er fragt die Diener, fragt die Gäste,
Doch keiner weiß und giebt Bescheid.

Und alle schaun, in Lust befangen,
Den süßen Mund, das goldne Haar,

Hold thronend über zarten Wangen
Der dunkeln Augen herrlich Paar,

Die klaren Blicke voll Vertrauen,
Die lächelnd rings im Kreise gehn,
Und allen dünkt, jemehr sie schauen,
Sie sehen einen Engel stehn.

Von allen Seiten strömt die Gabe;
Ein jeder will der erste seyn.
„Von wannen kommst Du, schöner Knabe?
Wer darf sich Dein als Vater freun?“

„„Den Vater hab' ich nie gesehen.
Wir sind nur arm und er ist reich.
Weit, weit, viel Tage must' ich gehen:
Ist meine Mutter nicht bei Euch?

Am Waldessaum, auf grünen Auen
Saß meine Mutter weinend da:
Auf Menschen darf ich nicht mehr bauen,
Doch Gott ist den Verlaßnen nah.

Ich hörte meiner Mutter Klagen,
Und ach! es schmerzte mich so sehr;

Ich lief, ihr Blumen zuzutragen
Zum Kranz, daß sie nicht weinte mehr.

Da sah ich, Blumen in den Händen,
Im Walde einen Knaben stehn;
Er zeigte mir die bunten Spenden,
Und winkte mir, mit ihm zu gehn.

Ich folgte willig ihm und heiter:
Er sah so schön und freundlich drein;
Und weiter führt' er mich und weiter,
Stets tiefer in den Wald hinein.

Auf einmal war er mir verschwunden;
Die Nacht zog finster sich heran,
Und nirgends ward ein Weg gefunden;
Die Bäume starrten wild mich an.

Ich rief wohl laut der Mutter Namen:
Stumm war der Wald, wie sehr ich rief;
Ich lief zurück woher wir kamen:
Stets blieb der Wald, wie sehr ich lief.

Ermattet sank ich endlich nieder,
Und unter Thränen schlief ich ein;

Da kam im Traum der Knabe wieder,
Und hieß mich frischen Muthes ſeyn.

Zur Mutter wollt' er bald mich führen,
Beſchrieb mir deutlich Weg und Steg,
Und als ſich kaum der Tag ließ ſpüren,
Fand er mich auch ſchon auf dem Weg.

Ich ſah viel Leute, die ich fragte,
Ob es noch weit ſey bis nach Haus?
Doch kam da keiner, der mir's ſagte,
Und mancher lachte wohl mich aus.

Doch kamen auch, die mich begabten,
Die, freundlich mild für mich bedacht,
Mit Trank und Speiſe mich erlabten,
Und die mich bargen vor der Nacht.

Allein kaum regt der Tag ſich wieder,
So heißt er mich auch weiter gehn,
Und ich ging friſch Berg auf, Berg nieder,
Wie ich den Weg im Traum geſehn.

Und wollt mir's oft auch bange werden,
Rief ich, wie Mutter mich's gelehrt,

Zum Vater Himmels und der Erden,
Der fromme Kinder gern erhört.

Da schiens, die Bäume sprächen leise
Von holden Dingen mir ins Ohr.
Es schwatzten mir auf ihre Weise
Die Bächlein von der Mutter vor;

Die Blumen boten süße Düfte,
Die Wiesen zeigten mir ihr Grün,
Und fernher durch die blauen Lüfte
Hört' ich vertraute Lieder ziehn.

So hab' ich nun nach langem Treiben,
Das hohe, schöne Haus erreicht,
Und hier, o Herr, hier laß mich bleiben:
Dieß Haus hat mir der Traum gezeigt.“ “ —

Und als das Kind darauf nun schweigend
Die Hand des Freiherrn bittend faßt,
Ruft er, gerührt sich zu ihm neigend:
„Sey mir willkommen, kleiner Gast!

Du bist vom Himmel mir gekommen;
Ein Engel führt Dich bei mir ein:

Ist Dir die Mutter auch genommen,
Ich will fortan Dein Vater seyn.“

Er hebt ihn auf mit nassen Blicken,
Er drückt ihn fest an seine Brust,
Und durch sein Herz im Fluge zücken
Die Strahlen nie gekannter Lust. —

Die Mähr läuft schnell von Mund zu Munde;
Der Herr schickt selber Boten aus:
Doch nirgends regt sich sichre Kunde;
Die Boten kehren leer nach Haus.

So ziehn neun Tage schnell vorüber,
Und jenem wird mit jedem Tag
Das Kind mit jeder Stunde lieber,
Daß er es nicht mehr missen mag.

Als aber wiederum der Abend
Erröthend durch die Thäler geht,
Und an der Frische sich erlabend,
Der Freiherr auf dem Altan steht,

Da plötzlich nach den hohen Stufen
Eilt rasch der Knabe von ihm fort,

Er hört ihn fröhlich jauchzend rufen:
„Siehst Du nicht meine Mutter dort?“

Und siehe, durch des Thores Bogen
Tritt schnell ein junges Weib dort ein.
Schon ist der weite Hof durchflogen,
Schon stürzt sie ins Gemach herein.

„Mein Kind, mein Sohn! hab' ich Dich wieder!
Mein Himmel! meiner Augen Licht!“
Sie wirft sich weinend vor ihm nieder,
Und deckt mit Küssen sein Gesicht.

„Maria! ruft der Freiherr bebend,
Maria, Du! Dein Kind bei mir! —“
Und sie, ernst lächelnd sich erhebend:
„Die Du genannt, sie steht vor Dir.

Maria ist's, die Du verließest,
Die Du in Elend, Schmach und Hohn
Aus ihrer Unschuld Himmel stießest,
Und dieser Knabe ist dein Sohn.

Doch nicht zu rechten bin ich kommen,
Nicht Dir zu klagen mein Geschick.

Haſt Du auch alles mir genommen;
Ich fodre bloß mein Kind zurück. —“

„„Maria, laß es meinen Händen!
Verlange, wähle, fodre Dir!
Schnell ſollen Gram und Noth Dir enden,
Und reich begabt ziehſt Du von hier.““ —

„Bewahr Dein Geld und Deine Gaben,
Der Mutter iſt ihr Kind nicht feil.
Ich hab' ihn wieder meinen Knaben,
Und jede Wunde iſt nun heil.

Die Macht der Schmerzen iſt verſchwunden,
Des Himmels Abglanz leuchtet mir;
Mein theures Kind iſt wiedergefunden,
Leb wohl! verziehen ſey auch Dir!

Dem Kind, das aus der fernen Weite
Den Weg durch funfzig Meilen fand,
Dem ſteht Gott ſchützend ſelbſt zur Seite,
Und ferner wahrts auch ſeine Hand.“ —

Sie wendet ſcheidend ſich zur Pforte,
Feſt an das Herz gedrückt ihr Kind;

Da naht mit freundlich sanftem Worte
Der Freiherr, und umfaßt sie lind:

„Kannst Du die Regung noch verkennen,
Die Dir aus meinen Thränen spricht?
Du sollst Dich nimmer von ihm trennen,
Doch trenn' auch ich von ihm mich nicht.

Du bist mein Weib, von Gott erkoren,
Der mir das Kind hieher gesandt.
O Mutter, die mein Kind geboren,
Reich mir verzeihend Deine Hand!

An seine Brust sinkt sie hinüber;
Ein heller Schein füllt das Gemach;
Dort, ruft das Kind, fliegt er vorüber!
Und schaut dem Engel jauchzend nach.

Scene

zur Feier eines Polterabends.

In fantastischem Kostüm tritt herein ein indischer

Gärtner.

Verzeihung edle Fraun! mit Gunst verehrte Herrn! —
Ach, welcher Himmelsglanz! das funkelt Stern bei Stern!
Ist's wohl vergönnt, daß sich ein Mann aus niedrem Stande
In solchen Himmel drängt? — Vom fernen Indus-Strande,
Vom Land der Wunder und der Blumen bin ich hier
Ein Gärtner, und es folgt aus jenem Wunderlande
Ein wunderschöner Blumengarten mir.
Darf ich, so hol' ich ihn, erlaubt Ihr's, soll ich gehn?
Im Strahlen Eurer Huld blüht er dann doppelt schön! —

(Der Gärtner geht hinaus, und mit ihm kehren zurück eine Gärtnerin und mehrere Gärtnermädchen, welche Töpfe mit nachbenannten Blumen tragen. Alle in ähnlichem Kostüm wie der Gärtner.)

Gärtner.

Wohlan, so stell' ich Euch nun meine Blumen hin! —
Doch diese, mit Verlaub, ist meine Gärtnerin, —
Und alle, die sich hier auf Blumenflor verstehen,
Ja, jedermänniglich, wer Augen hat zu sehen,
Den frag' ich: ob ich wohl das Wort zu hoch gespannt,
Als ich mein Gärtchen da erst wunderschön genannt.

Gärtnerin.

Doch hat Dein Wort noch nicht der Blumen Werth ermessen;
Wer blos die Schönheit nennt, hat noch gar viel vergessen.
Um einer Tugend nur noch eingedenk zu seyn:
Versteht Ihr mit Bedacht, den bunten Farbenschein
Zusammenstellend künstlich zu verweben,
Dann regt auf einmal sich die Blum' im höhern Leben,
Gedanke wird die Farb', und Wort wird die Gestalt,
Und was des Menschen Brust mit sinnender Gewalt

In alt und neuer Zeit, in Freud und Leid befangen,
Das stille Hoffen, wie das schmerzliche Verlangen,
Der Liebe Seligkeit, der Freundschaft ruhig Glück,
Die Bitte wie den Wunsch, ja was im Augenblick
Wir alle selber hier jetzt denken und empfinden,
Wird sinnig uns beredt der stumme Mund verkünden.
Zur Probe, scheint es, winkt mir die Gelegenheit.
Drum halte nur, mein Freund, mit Blumen Dich bereit,
Um einen solchen stumm beredten Kranz zu binden.

Gärtner.

Ich will es gern! Wohlan! ein Brautpaar seh ich hier:
Zu einem Kranz für sie reich' ich die Blumen Dir.

(Er nimmt den Gärtnermädchen folgende Blumen ab und reicht sie der Gärtnerin, die einen Kranz daraus windet. Er nimmt die Rose.)

Vor allen diese hier, sie gleicht dem Morgenglanze:
Der Schönheit Blume sey die erste auch im Kranze.

(Er nimmt die Lilie.)

Der Unschuld Bild gesell' ich drauf der Rose bei:
Nur Herzensunschuld macht die Schönheit immer neu.

(Er nimmt die Myrthe.)

Der Liebe Blümchen muß nun mit den Beiden gehn,
Mit stiller Zauberkraft noch ihren Reiz erhöhn.
Und so zum Dreiklang schön vereint in Deinen Händen,
Das holde Bild der Braut geschickt und zart vollenden.

(Er nimmt die Nelke.)

Jetzt das Symbol der Treu' und der Beständigkeit.
Wie dürft' ich unbedacht sie von der Liebe trennen?

(Er nimmt das Vergißmeinnicht.)

Sodann dieß zarte Kind! Soll ich es erst Euch nennen?
Das seinen Namen gern zu unsrer Bitte leiht?

(Er nimmt die Winde.)

Und nun die letzte hier, die Wünsche anzudeuten,
Die Wünsche, die für Euch in diesem Kreise blühn,
Und die, der Winde gleich, mit ihrer Ranken Grün,
Den inhaltreichen Kranz umschließen und begleiten.

Gärtnerin,

(den Kranz der Braut reichend.)

So nimm ihn hin, und möcht' er immer frisch und schön,
Verehrte Braut, mit Dir durchs Leben gehn!

Gärtner.

Leer sind die Töpfe jetzt, so wag' ich nun die Bitte:
Daß es vergönnt uns sey, nach dieses Landes Sitte,
Den Polterabend zu begehn wie sichs gebührt,
So habens nicht umsonst die Alten eingeführt.
Das Poltern würde vor der Hochzeit gern gelitten,
Um es verblümt und fein nachher sich zu verbitten.

Prolog

zu einem kleinen Festspiele beim Empfang der aus Frankreich zurückkehrenden Preußischen Truppen.

Für ein Privattheater. 1815.

Ein Preußischer Freiwilliger tritt auf.

Was? — Vom Siege von Großbeeren
Will man hier den Eintritt wehren? —
Element, ins Teufels Namen!
Mit Gunst meine Herrn und Damen!
Ich trete hier so grad herein, —
Weiß wohl, das läßt nicht allzufein,
Doch liegt das mir und meinen Brüdern
Nun einmal also in den Gliedern.
Denn wenn wir jenseits Oppenheim und Bingen
Sonst fleißig zu Besuche gingen,
Da pflegten wir nicht erst anzupochen —
Hätt' auch wohl niemand: herein! gesprochen. —

Ich sah hier das hellerleuchtete Haus,
Es sah mir nach lust'ger Gesellschaft aus,
Und wo es frisch und lustig geht,
Der Soldat nicht gern von weitem steht.
Hat mich zwar freilich niemand empfohlen,
Doch denk' ich, soll mich die Liebe holen,
Denn wer diesen Säbel mit Ehren geführt,
Der ist überall bestens ~~recommandirt~~.
Und es ist auch an einem wackern preußischen Degen,
So hoff' ich wenigstens, mehr gelegen,
Als etwa an einem fransch'n Colonel,
Oder an einem Major vom Trommelfell,
Mit langem Stock und silbernem Knopfe,
Mit Tressen am Hut und Wind im Kopfe.

Nun von dem Ding aus der siebenten Bitte, —
Wollte Gott, auch von aller fransch'n Sitte —
In freudig hellen Kriegesflammen
Brach das Franzosenthum zusammen.
Laßt uns nun beten, dann geschieht's vielleicht,
Daß der Phönix aus der Asche steigt.

Und ich, ihr Herrn, ich darf's wohl sagen,
Hab' wacker Holz dazu getragen!
Kreuz, Mohren, Bomben und Granaten,
Ich spreche nicht gern von meinen Thaten,

Doch was ich keckisch ausgeführt,
Hat wohl nicht jedermann probirt.
Hab' ich nicht ein Commando von dreizehn Mann,
Einstmals, eh sichs die Schufte versahn,
Ich ganz allein umzingelt, ich,
Und alle gefangen ritterlich?
Hab' ich nicht einst aus der Stadt Halle,
Die Herrn und Damen kennen sie alle —
Wo ich mein' Tabaksbeutel vergessen,
Ihn wieder herausgeholt vermessen?
Und vor zehntausend französischen Nasen
Ihn mitten vom Markte weggeblasen?
Ha, und denk ich an die Leipziger Schlacht,
Das war eine mordelementsche Pracht!
Das war ein Donnern und Krachen und Blitzen!
Der Herr schien selbst zu Gericht zu sitzen,
Und sandte den Tod herüber, hinüber,
Die Erde bebte vor Angst wie ein Fieber.
Der Himmel fing taumelnd an zu schwanken,
Der Sonne vergingen die Gedanken, —
Dem Muthigsten hämmerte das Herz, —
Da hieß es plötzlich: Marsch! Vorwärts!
Wir sollten erstürmen die Batterie,
Die Tod aus vierzig Schlünden spie. —
Es war ein offner Höllen-Rachen.

Doch wir hinan, trotz Spucken und Krachen,
Und als wir glücklich oben schier,
Da sah ich eben einen Kanonier,
Der macht sich fertig abzufrotzen.
Ich, ohne erst lang ihn anzuglotzen,
Ich riß ihm flugs die Lunt' aus der Hand,
Zieh aus der Kanone flink und gewandt
Die Kugel heraus mit sammt dem Pfropf,
Und schmeiß sie dem Tölpel an den Kopf!
Da kriegten die andern einen höllischen Schreck,
Und liefen und warfen die Kanonen weg.
Wir hatten nur einen Mann verloren,
Und der Oberste eins von seinen Ohren.
Zwar heilts ihm ein Feldscheer wieder an,
Doch leider verkehrt, der arme Mann
Ist nun mit einem großen Uebel beschwert,
Er hört seitdem nun alles verkehrt.
Und einstmals — wo? das hab' ich vergessen —
Da hieß es: Husaren, abgesessen!
Dort ist eine Festung, die müssen wir haben!
Thurmhohe Wälle, und schachttiefe Graben. —
Und als wir lustig näher schreiten,
Da fliegen die Kugeln von allen Seiten,
So hageldicht über uns hin und her, —
Es regnete just von ungefähr. —

Und doch ward keinem beim Regiment
Ein Härchen naß. — — Potz Element!
Was iſt denn das, Ihr Damen und Herrn?
Ich merks Euch an, Ihr möchtet gern
Daß ich ein andermal erzählen ſollt,
Weil Ihr anjetzt Comödie ſpielen wollt.
Meintwegen denn! — ſo macht nur zu!
Ich ſpiele mit, auf Du und Du!

(Geht ab.)

An Dr. Koreff

zu seinem Geburtstage 1816. Dec.

Mit einem Blumentopf.

Ein Blumentopf! als umgekehrtes Zeichen
Des alten Topfs, den Du versprachst zu flicken!
Der ist geborsten, fällt beinah in Stücken!
Kaum wird Dein Drath zu dieser Arbeit reichen.
Und was darin noch steht von alten Sträuchen,
Ist halb verdorrt, nur grüne Blättlein blicken
Noch hier und da, der Lebensgeister Blicken,
Die spukend durch des Stammes Fibern schleichen;
Doch jener lebt, drum wollt' ich Dir ihn schicken,
Weil er mit Deinem Geiste zu vergleichen,
Den, kräftig grünend wie das Blatt der Eichen,
Des Witzes und des Wissens Blüthen schmücken.
Er sey Dir meiner Lieb' und Achtung Zeichen!
Und — möcht' es Deiner Kunst ein wenig glücken,
Den alten Topf noch einmal zu beschicken,

Mit Deinem Geiſt magnetiſch ihn zu ſtreichen,
Daß ſein Geiſt — noch iſt etwas da dergleichen! —
Daß ſein Geiſt auch ſich löſe von den Stricken,
Die feſt umſchnürend, ach! ſo wund ihn drücken,
Daß, eh die Blätter unabwendlich bleichen,
Noch einmal Tod und Leben ſich vergleichen,
Noch einmal eh die letzten Kräfte weichen,
Des Lebens Schönſtes, ew'ger Dauer Zeichen,
Der Dichtkunſt heil'ge Blüthen friſch ihn ſchmücken!
Dir will er weihend dann die ſchönſte reichen.

Wohinaus?

1817. *)

Wo hinaus? — Zum grünen Hirten
Dort hinauf, Du werther Gast!
Laß mit allem Dich bewirthen,
Was die arme Hütte faßt.

Droben, dort an Berges Mitte,
Ragt aus Bäumen dort sein Dach.
Unten rasch mit flinkem Schritte
Durch die Felsen springt der Bach.

Freilich einsam und verborgen,
Recht im Winkel liegt das Haus,
Und fast möchte man wohl sagen:
Aus den Bergen wo hinaus?

*) Dieß Lied dichtete Conteſſa für den grünen Hirten, einen Bergbewohner in Schleſien, den die Badegäſte in Flinsberg gern zu beſuchen pflegen.

Doch recht freundlich iſts im Grünen,
Wird die muntre Zitter laut.
Und vom Abendroth beſchienen,
Prangt das Thal wie eine Braut.

Selbſt die alten Berge winken
Recht vertraut von oben her.
Ja, oft will michs hier bedünken,
Daß der Himmel näher wär'.

Wenn die Wolken es verhüllen,
Und der Sturm hält ſeinen Strauß,
Denke man freilich feſt im Stillen:
Aus den Wolken: wo hinaus?

Und wenn von dem Berggehänge
In dem Panzer, ganz von Eis,
König Winter, der geſtrenge,
Niederſteiget ſtarr und weiß,

Und die ſchweren Rieſenglieder
Streckt auf Wald und Feld und Haus,
Ja, dann auch wohl fragt man wieder,
Und mit Recht oft: wo hinaus?

Doch der Sturm geht bald vorüber,
Winter weicht der Sommerzeit.
Und — hat man sich denn nicht lieber
In des Winters Einsamkeit?

Mag er draußen alles zwingen,
Drinnen bleibt das Lied uns frei,
Und so spinnen wir und singen
Uns die gute Zeit herbei.

Bis mit fröhlichem Gethümmel
Jeder Quell nimmt vollern Lauf,
Und der milde Frühlingshimmel
Schlägt die blauen Augen auf,

Und bis endlich liebe Gäste
Wieder ziehn in unser Thal. —
Nun, seyd nochmals auf das Beste
Mir willkommen allzumal!

Wünsch' Euch Himmels reichen Segen,
Heil für Euch in Euer Haus,
Und daß auf des Lebens Wegen
Ihr stets wisset: Wohinaus!

Und — will's gar zu heftig toben,
Wird's um Euch zu bunt und kraus,
Nun, so schaut nur fest nach oben,
Und denkt fröhlich: Dorthinaus!

So auch denk' ich, denn nicht ferne
Seh ich meinen Winter stehn.
Drum beim Hirten ew'ger Sterne,
Liebe Gäst', auf Wiedersehn!

An Houwald.

Als ich ihm das Bild meines Sohnes schenkte.

1817.

Jüngst saß ich an des Bobers Felsenrande,
Da, wo er einst, gestaltend See zum Lande,
Durch Berge sich die enge Straße brach.
Ich sah den klaren Strom zu meinen Füßen
In leichter Welle rasch vorüberfließen,
Die mit den Wolken, die der Sonne nach,
Vom Abschiedsgruße roth, am blauen Bogen
Hoch über Tannenwipfeln flüchtig zogen,
Ein ernstes Wort vom Traum des Lebens sprach;
Da sann ich ernst bewegt auch meinem Leben nach,
Wie es, so lang' unstät umhergetrieben,
Von Blumenufern kurze Zeit gewiegt,
Fast zwischen Klippen schäumend aufgerieben,
In öder Steppe freudlos fast versiegt,
Nun endlich doch noch kurz vor dem Verschwinden,

Eh' es ins unbekannte Meer sich gießt,
In stillen Thales friedlich heitern Gründen,
Noch einmal kurz vor dem Verschwinden,
Noch einmal klar und ruhig fließt;
Wie freundliche Gestalten es umgeben,
Ihr Bild auf sanft bewegter Fläche weben,
Und mild darein, eh noch die Nacht hernieder graut,
Der Sonne Wiederschein vom Abendhimmel schaut.
Und in mir sprach ein herzliches Verlangen,
Das hätte zur Erinnerung dieser Zeit
Dir dankbar etwas gern geweiht,
Das auch noch bliebe, wenn ich längst gegangen;
Und so entstand dieß Bild, das Freundes Herz Dir heut
Dir dankend, liebend, hoffend beut,
Das Knabenbild, zugleich das Bild der Zeit,
Wo Du und ich ihm beid' als Vater galten;
Das Bild von dem, was noch, eh' es zerstiebt,
Ein Herz, das immer, trotz dem äußeren Erkalten,
Trotz des Gesichtes, trotz des Geistes Falten,
Doch lieben muß, sich lebend zu erhalten,
Was es mit Dir, mein Ernst, zuletzt auf Erden liebt.
Nimm freundlich auf, was treue Hand Dir giebt!
Ich hoff', ein Weilchen bleibt's mit uns wohl noch
beim Alten.

An Hitzig

als Antwort auf seine poetische Einladungs-Epistel.

Den 8. Januar 1817.

Ich hör' Dein muntres Singen
Und Dein beschwingtes Wort,
Und rege meine Schwingen,
Und kann doch noch nicht fort.

Der Schatz, den ich jetzt schreibe,
Hält mich, Ihr Schätze, fest,
Der nicht den Leib dem Weibe,
Der Seele folgen läßt.

Bis jetzt in Faulheit schwamm ich,
Mir fehlte Lust, Geduld;

Nun aber gilts, sonst komm' ich
Bei Müllnern in die Schuld.

So dicht' ich nothgedrungen,
Und werf, ein kreissend Thier,
Behend, wie Katz die Jungen,
Die Verslein aufs Papier.

Und Ende Januari,
Hoff' ich zu End' zu seyn,
Und mich im Februari
Dann Euer zu erfreun.

Epistel an St. Schütze, in Weimar.

1818.

Treu bin ich dem Wort geblieben,
Das ich neulich Dir geschrieben,
Denn ich sitze
Hier und schwitze
Und erzähle immer zu
Ohne Rast und ohne Ruh.
Und das Werk wär längst vollendet,
Und schon längst Dir zugesendet,
Wär ich unglückseel'ger Wicht,
Den stets etwas unterbricht,
Eben neulich erst in Dresden,
In dem kleinen, reichen, nicht
Vierzehn Tage froh gewesen;
Und müßt' ich in nächster Wochen
Wieder nicht, weil ichs versprochen,
Auf acht Tage nach Berlin,
Nach dem großen, armen ziehn,

Solltest Du es nach Verlangen
Nächster Tage doch empfangen.
Doch soviel ist festgestellt,
Und Du könntest eine Welt,
Ja, Du könntest mit Vertrauen
Taschenbücher darauf bauen:
Eh' des Mondes wechselnd Bild,
Der nur halb sein alt Gesichte
Jetzt uns zeigt mit neuem Lichte,
Wieder sich zur Hälfte füllt,
Oder gradezu gesprochen:
Binnen drei, höchstens vier Wochen
Hast Du, als der Hierophant,
Von der Freundschaft und der Liebe,
Auch mein Opfer in der Hand;
Ja, gesetzt, das Schicksal triebe
Mich indessen noch wohin:
Ohne Wanken steht mein Sinn!
Trieb' es mich bis nach Odessa,
Dennoch Wort hält Dein Contessa!

Sonst und Jetzt.

1819.

Auf! Hinaus! die Wolken schwinden,
Und der Morgenhimmel blüht!
Draußen in den heitern Gründen
Ist der Frühling neu erglüht!
Hör' ich recht? Die Haine schallen
Schon vom Lied der Nachtigallen,
Das ja mit ihm kommt und zieht!

Nun, ich bin auch wiederkommen!
An den heimathlichen Strand
Ist der Nachen angeschwommen.
Hier will ich, mein Jugendland,
Mir den Himmel wieder bauen,
Der einst über mir mit blauen
Kinderaugen lächelnd stand!

Auf! die Höhe zu erklimmen,
Wo ich oftmals sinnend saß,
Horchend auf des Windes Stimmen
In dem Zug der Wolken las,
Wo ich oft mit dem Verlangen,
Einen Himmel zu umfangen,
Ahnungvoll die Ferne maß;

Dann hinab, wo sich zum Schatten
Grüner Nacht der Lichtstrahl ringt,
Und, wie liebend sie sich gatten,
Holde Dämmerung entspringt;
Selig wieder will ich lauschen,
Wie ihr Strom- und Waldesrauschen
Leise Wiegenlieder singt.

Dann zur Flur, wo ich die Klage
Trauter Nachtigall verstand,
Wo die Blum' auf meine Frage
Ihr Geheimniß mir bekannt;
Zu den dunkeln Buchenhallen

Will ich fromm, ein Pilger, wallen,
Wo ich die Geliebte fand.

Auf, hinaus! mit Jugendfrische
Zieht der Morgen in mich ein!
Wieder will ich an dem Tische
Reicher Götter selig seyn,
Will den Himmelsliedern lauschen,
Mich in Einsamkeit berauschen,
Einsam, und doch nicht allein! —

Doch wie wenn nach fernem Weilen
Wir, den theuern Freund zu sehn,
Sehnsuchtvoll zur Heimath eilen,
Schnell nach seinem Hause gehn,
Schnell mit lauten Herzensschlägen
Der geliebten Brust entgegen,
Und — vor seiner Leiche stehn:

Ja, es sind die theuern Züge,
Einst des edlen Geistes Thron,
Doch mit einer eis'gen Lüge

Spricht der Tod dem Leben Hohn!
Dieser Mund der süßen Lieder
Giebt mir meinen Gruß nicht wieder:
Ach! die Seele ist entflohn!

So sind' ich, wonach ich strebte:
Berg und Strom und Waldesgrün;
Doch, die Alles einst belebte,
Ach! die Liebe ist dahin!
Stumm sind alle Himmelslieder,
Meinem Gruß tönt keiner wieder:
Ach, die Seele ist dahin!

Röslein.

1819.

Im Wald geht leises Rauschen,
Wie ferner Stimmen Weh;
Still durch die Zweige lauschen
Die Sterne aus der Höh'.
Lieb Röslein, was sagen
Die Stimmen in dem Wald?
„Ich hör' es wohl, sie klagen:
Der Sommer zieht nun bald!"

Und über Thal und Haide
Der Nachtwind seufzend weht,
Der Mond in bleichem Leide
Dort auf dem Hügel steht.
Lieb Röslein, was sagen
Wohl Mond und Nachtwind dort?
„Ich hör' es wohl, sie klagen;
Die Liebe zieht mit fort!"

Das Röslein steht voll Bangen,
Das Herz wird ihr so schwer,
„Ist Lieb' und Sommer gangen,
So blüh' ich auch nicht mehr!“

Was flüstern nun, was sagen
Die Stimmen allzumal?
„Sie flüstern ach! und klagen:
Das Röslein starb im Thal!“

Das Infanticord.

Ein Kinderspiel am Geburtstage meines Freundes Ernst von Houwald.

Aufgeführt von dessen Kindern und Pflegekindern am 29sten November 1819.

Wilibald,

(in ausländischer Tracht, den Wanderstab in der Hand, tritt herein.)

Gott grüß' Euch, werther Herr und werthe Gäste!
Ich komme weit aus fremden Landen her,
Und reise hier vorbei von ungefähr,
Und höre da von einem frohen Feste:
Beim frohen Fest' ist auch der Künstler gern.
Allein ist er auch gern gesehn, Ihr Herrn?
Ich singe nicht und ach! — ich spring' auch nicht!
Ihr zuckt die Achseln, denkt: „der arme Wicht!

Kann er nicht tanzen und nicht singen,
So wird ihm seine Reise wenig bringen.
Was kann er denn? was treibt, was ist er? wer?
Doch etwa nicht — ? — ja! seht nur sein Erröthen!
Gott besser's! ach, wohl gar ein Stückchen von Poeten?
Mein Freund, Gedichte liest ja niemand mehr.
Geh' er mit Gott!" — Nun, nun, erschreckt nur nicht so sehr!
Bin kein Poet! Möcht' Euch ein Instrument nur zeigen,
Ein Instrument, das ich erfand,
Beliebt's Euch, günstig mir das Ohr zu neigen.
Infantichord hab' ich's genannt,
Und läßt sich auch vielleicht ein Vers vernehmen,
Hab' ich ihn nicht, ihn hat das Instrument gemacht,
Und hab' ich also nicht mich drob zu schämen. —
„Ein Instrument, das Verse macht? —"
Denkt ihr — „Das hat er ziemlich schlau erdacht.
Ihn hat die Noth, die unsre Dichter meistert,
Ihn hat der Zeitgeist selbst, der Fabrikant begeistert!" —
Weiß nicht! ich glaube kaum. Doch schaut nur selber drein:
Ich hole mein Infantichord herein!
Was mich begeistert, sollt ihr dann begreifen.

(Er geht und holt die nachfolgend benannten Kinder, die Hand in Hand durch eine Blumenkette mit einander verbunden, hereintreten. Er stellt sie nach der Größe in eine Reihe.)

Da stell' ich nun mein Instrument Euch hin,
Da steh'n nun meine Orgelpfeifen!
Die stärksten Töne schlafen noch darin;
Bis einst, wenn Blumen es nicht mehr umschlingen,
Des Sturmes Athemzüge mit ihm ringen,
Und Schmerz und Lust dann die Register alle ziehn.
Doch läßt geschickte Hand in feinen Melodien
Auch jetzt schon meine Orgelpfeifen klingen;
Und rührt man sie leis' und bedächtig an,
Und läßt sie tönen einzeln jede,
So giebt die eine dreist, die andre etwas blöde,
Die forte, die piano, wie sie kann,
In einem Bilde ihren Grundton an.
Ist es erlaubt; will ich zur Probe schreiten.
*) Die Bilder werdet Ihr Euch selber leichtlich deuten.

(Er berührt das erste der Kinder mit seinem Stabe: es spricht wie folgt, und dann die andern alle, wie er sie berührt.)

---

*) Der Verfasser suchte in diesen Bildern das eigenthümliche Wesen, den Charakter oder die Neigung eines jeden dieser Kinder auszusprechen.

Jeanette.

Ein klarer Bach geht durch die Auen
Still und bedächtig seine Bahn.
Die Blumen und der Himmel schauen
Sich in dem heitern Spiegel an.

Und scheint die Sonne ob ihm heller,
Treibt um ihm Sturm das wilde Spiel:
Er geht nicht langsamer, nicht schneller —
Kommt wie die andern doch ans Ziel.

Den Bach mit seinem stillen Wesen
Gab man zum Bilde mir mit Sinn:
Auf klarem Grunde magst Du lesen,
Wie gut, o Vater, ich Dir bin!

Antonie.

Es treibt der Wind, die Wolke zieht —
Was aus ihr wird, wohin sie flieht,
Und wie sie sich gestaltet:
Weiß nicht! Doch weiß ich sicherlich,
Allzeit von Herzen lieb' ich Dich,
Wie Sturm und Leben waltet!

Karl. *)

Im klaren See, auf Silberwellen,
Da fährt mein Schifflein lustig hin;
Von heiterm Muth die Segel schwellen,
Am Steuer sitzt der leichte Sinn.

Die Berge stehn in goldnem Lichte,
Und ringsum grünt und blüht das Land.
Die Bäume bieten süße Früchte,
Und Blumen winken an dem Strand.

Zwar brauſ't in Nebelferne draußen
Ein unbekanntes weites Meer;
Doch fahr nur zu und laſſ' es brausen!
Wohin es geht, frag' ich nicht sehr.

Iſt's doch so hübsch hier auf und nieder!
Glaub' nicht, daß es wo beſſer sey.
Hier fand ich eine Mutter wieder,
Hier fand ich ja der Väter zwei;

*) Des Verfaſſers Sohn, welcher nach dem Tode seiner Mutter mit den Kindern des Freundes erzogen ward.

Und dieſe ſind mit Sorg' und Treue,
So gut ich allen dreien bin,
So herzlich gut mir alle Dreie:
Drum fahr, mein Schifflein, luſtig hin!

Ernſt.

Der Jäger zieht beim frühſten Schein
Friſch auf in den grünen Wald hinein!
Hollah! Trarah! das Hifthorn ſchallt,
Die Meute kläfft, die Büchſe knallt,
Es glänzt rothgülden der Eichenſaal,
Fern decken die Nebel noch Berg und Thal.
Friſch auf, ihr Jäger im Morgenlicht!
Friſch auf, eh' heiß der Mittag ſticht!
Noch zieht der Vater mit uns aus;
Noch ſchafft der Vater in Wald und Haus:
Ach könnte, Du lieber Vater mein,
Das immer nur immer alſo ſeyn!
Friſch auf, mein Vater, im Morgenſchein
Mit uns in den grünen Wald hinein!

Mariane und Wilhelmine.

Wilhelmine.

Saß ein Dächslein auf dem Bauz
Kam zu ihm das Füchslein ſchlau,

Sprach verschmitzt nach seiner Sitte:
Sagt Frau Nachbarin, ich bitte,
Sagt mir doch, ihr seid gelehrt,
Eure Meinung unbeschwert!
Ging ein wenig aus nach Beute,
Und da hab' ich einem Streite
Im Verborgnen zugehört,
Einem wunderlichen Streite;
Denn es stritten sich drei Leute,
Stritten lange hin und her,
Was wohl zu den guten Dingen
In der Welt zu rechnen wär.

Mariane.

„Der Bescheid ist leicht zu bringen!" —
Rief das Dächslein wohlgemuth,
„Schlaf ist gut, und Speis' ist gut."

Minchen.

„Ja," fiel hier das Füchslein ein,
Mit dem Kopfe zierlich nickend,
Und aus klaren Aeugelein
So recht pfiffig seitwärts blickend,

„Ja, so sprach, was stark an Bauch,
Einer von den dreien auch.
Doch ein Andrer meinte eben,
Ohne Liebe sey das Leben
Eine matte Lumperei;
Ja, der Mensch, so meint' er, bliebe
Doch ein Thier nur ohne Liebe.
Und nach reiflichem Ermessen
Stimm' ich fast der Meinung bei.
Schlaf ist gut, noch besser Essen;
Doch es dünkt mich meiner Treu!
Wenn mich Vater liebt daneben,
Mutter auch ein Gleiches thut,
Ja, dann sind doch wahrlich eben
Beide Dinge erst recht gut."

Mariane.

„Brav!" rief Dächslein; „Zugegeben!
Recht von Herzen stimm' ich bei:
Aller guten Ding' sind drei!"

Emma.

(Zugleich für ihre Geschwister: Florentine und Moritz.)

Drei Knospen auf einem Zweige,
Die sah ich neulich stehn,

Und über grüne Hügel
Den Frühling wieder gehn.

Drei Knospen auf einem Zweige,
Sie öffnen schnell ihr Haus,
Und schaun wie frohe Kinder
Nach ihrem Vater aus.

Sie neigen sich hinüber,
Als wie zu Wort und Kuß,
Und auf den rothen Wangen
Brennt stiller Liebesgruß.

Der Frühling lacht vom Hügel
Sie an im Weitergehn;
Denn ob sie schon nicht sprechen,
Er mag sie doch verstehn.

Drei Knospen auf einem Zweige —
Sieh! vor Dir stehn sie da.
Und ob sie nicht viel sprechen;
Ach, Du verstehst sie ja!

Wilibald,

(nach einer kleinen Pause.)

Verschieden ist des Lebens Melodie,
Nicht alle können eine Weise singen:

Verschieden klingen drum auch sie.
Doch wie verschieden sie auch klingen,
In einem Tone doch durchdringen,
In einem Ton vereinigen sie sich,
Und fließen leicht, wie nah geweckte Flammen,
In einer schönen Harmonie zusammen:
Denn herzlich lieben alle, Vater, Dich!
Und wenn ich auch aus meiner Rolle falle,
So fall' ich dennoch in den allgemeinen Ton,
Und sag' es laut, ich liebe Dich wie Alle,
Ich, Wilibald, Dein alter, treuer Sohn!

Sprüche einer Zigeunerin.

Zum Austheilen auf einer Redoute für die Maske einer Zigeunerin.

1820.

Seltsam ist Propheten-Lied:
Doppelt seltsam, was geschieht.
Und wie seltsam jeder hier
Sich zu zeigen ist bemüht,
Dennoch ist er, glaube mir,
Ohne Maske für und für
Ein weit seltsameres Thier!

Frisch, Waidmann, schieß nur unverdrossen:
Denn hast Du auch schon oft gefehlt,
So hast Du doch schon, recht gezählt,
Wohl manchen tücht'gen Bock geschossen!

Reich iſt an Blumen die Flur; doch einige ſind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur ſchön: wähle Dir, Blanker, nun ſelbſt!

Voller Mohn, komm nicht zu nah!
Als ich Dich von ferne ſah,
Glaubt' ich, Roſen ſtänden da; (!)
Doch jetzt ſeh' ich, daß Du trügſt,
Nur von fern die Roſe lügſt.

Im neuen Jahre Glück und Heil!
Auf Weh' und Wunden gute Salben!
Auf groben Klotz ein grober Keil!
Auf einen Schelmen anderthalben!

Blanke Schweſter, mit dem {blonden / braunen} Haare,
Dir verheiß' ich noch in dieſem Jahre
Wohl das Beſte, was ich kann.
Brauch ich Dir's nun noch zu ſagen?

Brauchst ja nur den Reim zu fragen,
Und der Reim spricht: einen ....!

Schöne Blum' in Vaters Garten,
Auf was magst du wohl warten?
Ich weiß es wohl, doch sag' ich nichts;
Allein aus deinen Augen sprichts!

Mein altes Kind, zu unsrer Zeit,
Da war es doch viel besser!
Da war die Welt so schön und weit,
Die Lust und Freude lang und breit,
Ja, Birn und Apfel größer.
Jetzt ist das Schlechte gut und recht
Und greift nach jedem Kranze.
Hör' nur, wie ist Musik so schlecht!
Macht nicht mehr Lust zum Tanze;
Sonst schmeckt' ein Butterbrod so gut,
Wie jetzt kaum die Pastete thut;
Ja selbst die Nüsse zu unsrer Zeit
Sie waren viel besser zu knacken!
Drum ist das Beste — sind wir gescheidt; —
Ganz sachte — einzupacken.

Du siehst so grämlich drein! Ist wohl die Frau dran Schuld?
Ja, Freund, dann rath' ich Dir: ergieb Dich in Geduld!
Nicht allen gleich vertheilt der Himmel seine Gaben:
Die Frau muß immer Recht, der Mann stets Unrecht haben.

„Klingeln hör' ich: es sind die lustigen Schlittengeläute.
Wie sich die Thorheit doch selbst in der Kälte noch rühret!"
Klingeln hörst Du? Mich deucht, es ist die eigene Kappe,
Die sich am Ofen Dir leis' um die Ohren bewegt.

Willst lustig leben,
Geh mit zwei Säcken,
Einen zum Geben
Einen, um einzustecken,
Da gleichst Du Prinzen,
Plünderst und beglückst Provinzen.

Thu' nur das Rechte in Deinen Sachen;
Das Andre wird sich von selber machen.

Hast Deine Kastanien zu lange gebraten;
Sie sind Dir alle zu Kohlen gerathen.

Reben trägt der Weinstock,
Hörner trägt der Ziegenbock,
Nachtigall singt nicht immerdar,
Gänse schnattern das ganze Jahr,
Kleine Kinder schreien viel,
Große treiben Kinderspiel,
Schwarz ist jeder Rappe,
Jeder Narr rühmt seine Kappe.
Die Katze die fängt Mäuse —
Hat jedes seine Weise!

Berg und Thal kommt nicht zusammen,
Oel löscht nicht des Feuers Flammen,
Dreimal drei kann stets nur neun,
Stockfisch nie ein Adler seyn,

Und was alt iſt kann auf Erden
Jung doch niemals wieder werden.

Dreimal, dreimal, dreimal drei!
Blanke Schweſter, kommt der Mai,
Bringt er neues Leben wieder,
Neue Nachtigallenlieder,
Manche neue Blume blüht,
Und wer weiß was dann geſchieht!

Das Bächlein bergab geſchwind,
Kann nicht bei Dir verbleiben,
Die Wolken gehen mit dem Wind,
Wohin der Wind will treiben;
Das muß wohl ihre Art ſo ſeyn,
Drum, blankes Kind, ergieb Dich drein:
Beſtändig kann nichts bleiben!

Hörner auf dem Kopfe,
Krallen an den Händen,
Unten Pferdefüße,
Und doch iſt's der Teufel nicht.
Rathe, wenn's nicht an Witz gebricht!

Es iſt und iſt auch nicht,
Iſt dunkel und iſt Licht,
Iſt ſchlecht und gut und kein's von beiden,
Man ſucht es auf und ſucht's zu meiden,
Es iſt noch weniger als wenig,
Und dennoch war's ſchon mancher König.
'S iſt nirgends und doch überall,
Oft hat's der Arme in dem Topfe,
Doch öfter iſt es noch der Fall,
Daß es der Reiche hat im Kopfe,
Hat's angeſchaut auch keiner noch,
So ſieht es jeder täglich doch,
Und nennſt Du es errathend mir,
So ſchenk' ich es zum Lohne Dir.

Der Schiffbrand.

1820.

Die Sonne spiegelt sich im Meer,
Der Wind haucht leisen Athem drüber,
Nach Süden zieht von Norden her
Am Himmel leicht Gewölk vorüber,
Und wie die Wolken oben ziehn,
Zieht unten flink ein Schiff dahin:
Das Schiff mit Allen, die es faßt,
Das Schiff trägt reiche schwere Last.

Schwer ist das Herz, das nothgebeugt
Vom alten Vaterland sich trennet;
Die Hoffnung, die zum neuen fleugt,
Die Hoffnung hab' ich reich genennet;
Und solcher Herzen trägt es viel,
Das Schiff, zu solcher Hoffnung Ziel:
Weit hinten liegt das Vaterland,
Und vorwärts ist der Blick gewandt.

So ſtehn ſie, Frau'n und Männer dort,
Und leichter will das Herz faſt ſchlagen:
Der friſche Wind hat nach dem Port
Die Hoffnung ſchon vorausgetragen;
Die ſchmückt das unbekannte Land
Weit überm Meer, den fremden Strand
Mit ihren reichſten Farben aus,
Und baut der Lieb' ein neues Haus.

„Glück auf zur heitern Fahrt, Glück auf!
Schaut muthig vorwärts in die Ferne!
Bald winken grüßend eurem Lauf
Der neuen Heimath neue Sterne.“ — —
Glück auf! — Wer ſprach, hat's gut gemeint!
Gut iſt der Wind, die Sonne ſcheint,
Und fromm zu Willen ſelbſt das Meer; —
Doch anders kommt's von oben her.

„Gut iſt der Wind und fromm das Meer, —
Glück auf zur Fahrt!“ — — Weh! weh euch Armen!
Hört ihr den Ruf vom Raume her?
„Horch du? Was iſt das? Hab' Erbarmen,
Herr Gott und Vater ſteh' uns bei!
Der Ruf erklingt wie Feuerſchrei!
Ja, Feuer ruft es unten dort —
Jetzt oben! — Feuer! Schreckenswort!“

Das Wort schlägt ein in jede Brust
Wie Wetterstrahl aus heiterm Himmel;
Des grausen Worts sich nur bewußt,
Stürzt nach der Treppe das Gewimmel;
Da wogt schon wie ein Heer zum Kampf
Herauf, heran der schwarze Dampf,
Da streckt aus schwarzem Graus hervor
Die Flamm' ihr roth Panier empor.

Zurück! Nicht Rettung mehr ist hier!
Nach auf dem Fuße ras't das Feuer,
Ein losgelass'nes wildes Thier,
Ein hungrig wüthend Ungeheuer!
Hilf, Gott! jetzt wankt der große Mast!
Jetzt krachend niederstürzt die Last — —
Zertrümmert wird das große Boot,
Der letzte Retter aus der Noth.

Da bricht dem Härtesten der Muth,
Verzweiflung ringt die bleichen Hände —
Ob Tod im Meer, ob in der Gluth;
Die grause Wahl nur bleibt dem Ende.
„Doch halt! Was zagen, starren wir?
Zwei Boote ja stehn uns noch hier!
Hinab! hinein! Und faßt der Raum
Zum dritten Theil die Menge kaum.

Hier gilt die Kraft, hier gilt das Glück,
Gilts, wer das Leben sich erränge!“
Und vorwärts wogt und wogt zurück
Im Kampf das wüthende Gedränge,
Und manchen trifft schon hier der Tod,
Der bleiche Retter aus der Noth,
Durch Zufalls Hand, durch Bruders Hand:
Ein Richter lebt, dem ist's bekannt.

Und sieh' dort! Mann und Weib, die stumm
Zum Himmel ihre Hände heben!
Zwölf Kinder halten sie ringsum,
Ein blasser Todtenkranz, umgeben.
Zwölf Kinder — — Herr, hast du's gehört,
Was dort das stumme Flehn begehrt?
Gabst du dem Weib den Muth, die Kraft?
Aus starrer Angst emporgerafft.

Sieh', ins Gedränge stürzt sie sich,
Zwei Kinder hoch in ihren Armen:
„Barmherzigkeit! ja nicht für mich,
Nur mit den Kindern habt Erbarmen!“
Das Mutterwort, es macht ihr Bahn,
Geborgen sieht sie in dem Kahn
Die Kleinen stehn, und eilt und faßt
Und trägt herbei die neue Last;

Der Vater folgt, das Glück hält Stand,
Die Größern jetzo nach dem Kleinen!
Der Schiffsherr beut die Retterhand,
Denn er gedenkt daheim der Seinen;
Zwei Kinder nur sind nachzurücken,
Da wendet abwärts sich das Glücken;
Voll sind die Boote, wild und kalt
Droht neuen Andrang die Gewalt.

„Die zwei!“ ruft jener, „rett' ich doch!
Schnell gebt sie mir!“ — Doch fester klettern
Die zwei sich an die Aeltern noch:
„Mit Euch nur wollen wir uns retten!
Nein, Vater, Mutter, nur mit Dir,
Mit Euch nur leben, sterben wir!“
Die Boote stoßen ab, und schwer
Und langsam rudern sie ans Meer.

Fahrt hin! Fahrt wohl! Preis, Herr, sei dir,
Der sie doch wahrt vor grausem Ende!
So ruft die Mutter, und nach ihr
Dort strecken weinend sie die Hände.
Sie hört der Kleinsten banges Schrein,
Zu mir, zu Dir, mein Mütterlein,
Brich nur in Todeslust und Schmerz,
Du reiches, armes Mutterherz!

Doch schneller wird der Boote Lauf —
Ein Segel taucht dort aus den Fluthen,
Ein weiß beschwingter Engel, auf!
„Ja, Rettung aus den Todesgluthen
Trägt es den Brüdern noch heran!
Setzt euren letzten Athem dran,
Rasch, rascher schlägt die Ruder drein!
Sie müssen noch gerettet seyn!

Ha, seht, es kommt, es fliegt herbei!
Schon ist es nah' — — Da, horch! im Rücken —
Horch, dumpf und gräßlich war der Schrei!“ —
Und als sie zitternd rückwärts blicken,
Da sehn sie über'm Schiff mit Graun
Den Rauch sich hoch zur Säule baun,
Und gluthroth senken sich zum Meer,
Und jetzt sehn sie das Schiff nicht mehr.

Und unten prasselt's, zischt und braust,
Wie wenn sich Gluth und Fluth gefunden, —
Jetzt hoch empor die Flamme saust,
Und jetzt im Nu ist sie verschwunden —
Da wird es Stille rings umher,
In weiten Kreisen bebt das Meer,
Die schwarze Säule steht allein —
Hoch überm Grab der Leichenstein.

Und jetzt ist auch das Fahrzeug nah',
Im Flug zur Rettung ist's geschwommen —
Schon hat es hülfreich alle da
Die bleichen Schiffer aufgenommen,
Und nach der schwarzen Gluth dort
Geht es im raschen Laufe fort,
Und Furcht und Hoffnung lebt und starrt,
Was hinterm Vorhang auf sie harrt.

Da rollt der Wind ihn in die Höh' —
Jetzt — jetzt! — das Schiff, es ist verschwunden!
Ein heitrer Spiegel ruht die See,
Und keine Spur mehr wird gefunden.
Wohl kreuzt das Fahrzeug auf und ab,
Umsonst! Verschlossen bleibt das Grab.
Des nimmersatten Abgrunds Schoos
Läßt seine Beute nicht mehr los.

Die reichen Hoffnungen sie ruhn
Begraben dort mit Schiff und Habe,
Leicht sind die schweren Herzen nun:
Auch Schuld und Kummer liegt im Grabe.
Aus Ird'schem waren sie gezeugt,
Und alles Irdische verfleugt.
Die Lieb' allein in deiner Brust,
Du Aelternpaar, das sich mit Lust,

Mit Todeshauch, dem Tode weicht,
Auf daß die Kinder nur ihm leben,
Sie wird sich über Erd' und Zeit
Aus dunkelm Abgrunds Schoos erheben.
Sie kam von Gott, sie geht zu Gott,
Die ew'ge Liebe selbst ist Gott,
Und — Herz, laß keinem Zweifel Raum! —
Und Wiedersehen ist kein Traum.

Lebensansichten.

1820.

I.

Die Amazone.

Auf Wildes Spur das Feld durchstreifen,
Früh, wenn es blanke Perlen thaut,
Frei über Berg' und Thäler schweifen,
So weit der Himmel dämmernd blaut;

Im Abendroth halb träumend lauschen,
Was Waldes Stimme zu mir spricht;
Erbebend stehn an Stromes Rauschen,
Der donnernd durch die Felsen bricht;

Strom, Wald und Berge, als Gespielen,
Und leise Ahnung in der Brust,
Selbst fernen Himmel nah mir fühlen,
Das nenn' ich Leben, nenn' ich Lust!

II.

Die Städterin.

Glück entblüht nicht ihm Haiden:
Stumm und todt ist die Natur.
Frisches Leben, wahre Freuden
Giebt die große Stadt dir nur.

Sieh' die Reihen der Paläste, —
Häuserwälder, steinern Meer!
Wo, als wie zum ew'gen Feste,
Zahllos Volk wogt hin und her!

Sieh' die Assembleen und Bälle,
Und der Oper Zauberei!
In der Nacht des Tages Helle,
Und die Lust beständig neu!

Was des Menschen Witz erfunden,
Erd- und Meeresschooß entwunden,

Gold und Perlen, Seid' und Kanten,
Und die Gluth der Diamanten,

Giebt sich dir zum Schmucke hin,
Und erlauschend deine Mienen,
Stehn die Männer, dir zu dienen,
Und du bist die Königin.

III.

Die Perle.

Sahst du nie den Himmel sich
Spiegeln in des Seees Tiefe,
Wähntest, als ob liebend dich
Drunten eine Stimme riefe?
Und du fühltest dich gezogen
Nach der Tiefe blauen Wogen?

Als sein Auge zu mir sprach,
Sah ich drin den Himmel offen,
Und nun zieht mein Sehnen, Hoffen,
Ewig diesem Himmel nach!

IV.

Die Erfahrne.

Als ich neulich mich ergangen
In des Abends kühlem Duft,
Sah' ich fern auf Bergen prangen
Hoch ein Schloß in blauer Luft.

Golden strebten seine Zinnen
In des Aethers ew'ges Blau,
Und, der mächt'gen Zeit Beginnen
Kühn verspottend, stand der Bau.

Mächtig trieb mich das Verlangen;
Glück und Frieden hofft' ich dorte
Ach da kam der Wind gegangen,
Wehte Schloß und Glück mir fort!

Luft in Luft war es verflogen!
Und noch sann ich mir's nicht klar,
Ob's erbaut aus Wolkenwogen,
Oder Männerliebe war.

Die Häusliche.

Ich weiß wohl einen Apfelbaum,
Der streckt die dunkellaubgen Aeste
Rings abwärts bis zur Erde Saum,
Und läßt im grünen Zelte Raum
Für mich und Mann und Kind als Gäste.

Da sitz' ich froh, vor Sonnenbrand
Geschirmt, vor Sturm und Ungewitter;
Mein Glück erfaß' ich mit der Hand,
Und schau' ins ferne, fremde Land
Nur durch des Zweige dichtes Gitter.

Die Biene summt im grünen Dach,
Das Heimchen läßt sein Lied erschallen,
Der Frühling haucht das süße Ach
Der Nachtigall im Wipfel wach,
Und läßt auch Blüthen auf mich fallen.

Da horch' ich manchmal, hab' ich Zeit,
Und fallen Blüthen mir herunter;
Dann, wenn mich Farb' und Duft erfreut,
Leg' ich getrocknet sie bei Seit':
Man braucht im Haus sie wohl mitunter.

Und wenn im Thau der Abend fällt,
Und Sternlein durch die Zweige schauen,
Dann denk' ich: Auch in jener Welt
Wird Gottes Liebe wohl solch Zelt
Dir und den Deinen wieder bauen.

An Caroline Bardua in Berlin.

Am 11. November 1800.

Du willst, ich soll mich mit Gedichten plagen?
Und wird das Sprechen mir in Prosa schon so schwer!
Bedenke doch: die Nachtigallen schlagen
Auf herbstlich kahler Flur nicht mehr!
Die schöne Zeit ist längst zu Grab getragen,
Wo einst in meines Sommers besten Tagen,
Mein Garten auch voll Liederblumen stand.
Jetzt ist der Garten leer, und statt der Blumen ragen
Kaum ein Paar Stäudchen Blumenkohl noch aus dem Sand! —
Doch soll ich blos in Reimen Dir es sagen,
Was ich heut früh für Dich in meinem Herzen fand:
Die treu'ste Freundschaft, wie ich, selbst in wärmern Tagen,
Sie jemals für ein Menschenkind empfand,
Den inn'gen Wunsch — — allein wozu mich länger plagen?

Wie ich es meine, ist Dir doch wohl längst bekannt!
Mit Reimen, wie Du siehst, kann ich's auch wohl noch wagen,
Sind sie auch eben nicht sehr süß und feingewandt.
Die Süßigkeiten laß Dir heut nur Andre sagen:
Ich habe davon nie erklecklichen Bestand.
Das mußt' ich eben selbst dem guten Josty *) klagen,
Der ging mit Rath und That, wie beisolgt, mir zu Hand.

*) Der berühmteste Conditor in Berlin.

In
Wilhelmine Bardua's Stammbuch.

1822.

Allemannisch.

Der Winter isch bei mer eingekehrt,
Im Herze isch er mer g'sesse. — —
Do han i emol a Nachtigall ghört,
Sels han i nit vergesse,
Und hob geschaut e Blümeli,
I mein s' war a weiß Röseli,
Und hob gmeint: Potz Tausi, jo,
Isch wul der Frülig wieder do!
De Frülig alder, wegerli!
De Frülig isch wul nit gsi!
Alder hat er bedde kurze Wyl
— Da weisch er rastet numme viel —
I' stübete bei mer g'sesse? —
I weisch nit recht, wie sels isch cho,

Denn d' Winter ſitzt noch immer do.
Eis aber weiß i ſicherli,
Du Wünderwitz itzt ſag i's Di:
De Nachtigall und das Röſely
I will ſe nümme vergeſſe.

Prolog

zur Aufführung des kleinen Freischütz zu Neuhaus.

Den 20. December 1823. *)

Ihr hochverehrten Herr'n und Frauen,
Die hier versammelt, unser Spiel zu schauen,
Ich bin als Prologus herausgesandt,
Um Euch ergebenst anzusagen,
Fürs erste, was wir Euch zu bringen wagen,
Und dann, warum wir, ungeübt und ungewandt,
Gar hölzern noch an Fuß und Hand und Worten,

*) Houwald hatte seinen Geburtstag außer seinem Hause auf einer Geschäftsreise zubringen müssen; seine Gattin beschloß dies Fest später zu feiern, und entwarf mit Hülfe mehrerer Freunde, besonders unter Contessa's Mitwirkung den Plan, durch ihre Kinder selbst den kleinen Freischützen aufführen zu lassen, den Hr. Moritz Thieme aus dem großen Freischützen für Kinder bearbeitet und Houwalds Kindern gewidmet hatte. Mit großer Liebe und Sorge wurde der Plan ausgeführt, und die Rollen theils von den Kindern, theils von den Freunden selbst übernommen. Das kleine, allerliebste Theater hatte Contessa gemalt, und der Prolog, den Contessa gedichtet, wurde von Houwalds zweitem Sohne, Ernst, einem damals zwölfjährigen Knaben, gesprochen.

Kurz, Stümper in der Kunst, trotz Beinhof *)
und Consorten,
— Von Weisen **) sprech' ich nur, die Mütze in
der Hand! —
Warum wir doch versucht, solch schweres Spiel zu
spielen.
Nun erstlich unser Stück — wem wär' es nicht
bekannt!
Der Freischütz, er wird heut nach Eurem Beifall
zielen.
Der große freilich nicht, nach dem in Wien, Berlin,
Wie in Krähwinkel, und, will's Gott, auch bald in
Lübben, ***)
Die Leute wie zur Zeit der Völkerwandrung ziehn;
Ein kleiner Freischütz nur, aus jenes großen Rippen,
Aus dem von Kind, für Kinder fein aptirt,
Auch in Delphini usum kastigirt;
Verfaßt von, ohne mich deßhalb zu rühmen,
Verfaßt von meinem Freunde Moritz Thiemen.

---

*) Hr. v. Beinhof war Director einer herumziehenden Schauspielergesellschaft, die sich damals in einem höchst traurigen Zustande befand.

**) Weise, ebenfalls Director einer herumziehenden Schauspielergesellschaft, welche jedoch für die bei weitem beste in der Gegend galt, und in einem gewissen Rufe stand.

***) Von Neuhaus nur eine Viertelstunde entfernt.

Doch fehlts an löblichem Spektakel uns nicht ganz,
An Donner nicht und Blitz, nicht an Gesang und Tanz;
Damit ist heut zu Tag' ein gutes Stück ja fertig.
Auch ist, doch ohne Pferdefuß und Schwanz,
Sogar der Gott sey bei uns! gegenwärtig.
Allein, erschreckt nur nicht! 's ist ein manierlich Thier,
Ist nur incognito, als Vogelsteller hier,
Und der ihn spielt, der hat nun vollends gar vom Teufel,
Scheint mir, fast weiter nichts, als manchmal viele Zweifel — *)
Und wenn Ihr zweitens nun nach dem Warum mich fragt,
Warum wir Stümper uns heut auf die Bühne wagen,
So laßt zur Antwort mich Euch wieder fragen:
Habt Ihr denn nicht gesehn, wenn neu der Frühling tagt,
Der Himmel schaut so mild aus blauen Augen nieder —
Man sieht's ihm an, er hat die kleine Erde lieb —

*) Die Rolle des Samiel, welcher hier in der Person eines alten geheimnißvollen Vogelstellers auftritt, wurde von Contessa selbst und ganz vortrefflich gespielt.

Habt Ihr denn nicht gesehn, dann regt mit mächt'gem Trieb
Es sich in Wald und Fluren wieder;
Mit Blumen schmückt sich dann die Erde dankbar aus;
Zugleich schlüpft auch manch Unkraut aus dem Haus,
Und macht sich lustig breit, allein demselben Triebe
Folgt Blum' und Unkraut nur — der Liebe.

So hat die Liebe, Vater, auch zu Dir,
An Deiner Liebe sich entzündend,
Die reinste Freud' an Deiner Freude findend,
Ein kleines Unkraut auch erzeugt: das folgt nun hier.
Wir wollten Dir es zum Geburtstag bringen,
Die Freunde halfen froh, sie lieben Dich wie wir,
Doch unserm Wunsch entzog das Schicksal das Gelingen.
Du mußtest fern von uns an jenem Tage seyn,
So bringen wir's denn heute hinterdrein.
Es ist nun einmal Allen Alles nicht beschieden,
So möge wenigstens der Wille Dich erfreun! —
Das Klatschen ist erlaubt, das Pochen wird vermieden.

Getreue Darlegung des Bühnenzustandes in dem neuentstandenen Heilbade zu X.

von dem

hierzu eigens berufenen Dramaturgen

C. W. Contessa.

1824.

Von einer Wohllöblichen Commission aufgefordert, über das in der neuen Badeanstalt zu X. etablirte Nationaltheater zu berichten, haben wir nicht verfehlt, uns am 4. August in X. einzustellen, das kürzlich errichtete Schauspielhaus sowohl, als den in demselben spielenden Künstlerverein in aufmerksamen und genauen Augenschein zu nehmen, und unterlegen jetzt die nachfolgenden Bemerkungen und unvorgreiflichen Meinungen einer Wohllöblichen Commission in Ergebenheit.

Jedoch müssen wir dabei entschuldigend anmerken, daß durch die Kürze der Zeit auch nur eine sehr kurze und skizzenhafte Behandlung des Gegenstandes bedingt worden ist; erlauben uns aber hinzuzufügen, daß der hohen Wichtigkeit der Materie gemäß eine ausführlichere und systematische Bearbeitung derselben noch im Lauf dieses Jahres in zwei Bänden bei Fr. Fleischer in Leipzig erscheinen wird. Eine treue Abbildung des Schauspielhauses und der neuen Weise wird als Titelkupfer das Werk schmücken; auch werden noch mehrere Zeichnungen in Steindruck zur Erläuterung verschiedener Gegenstände beigefügt werden.

Es ist eine schon öfter ausgesprochene Bemerkung, daß sich dem aufmerksamen Forscher in der Geschichte aller menschlichen Dinge ein Kreislauf augenfällig zu machen scheint — (wir möchten vielleicht lieber statt des Kreises das Bild der Spirallinie wählen, wodurch die Idee eines allgemeinen Fortschreitens des Menschengeschlechts nicht ausgeschlossen wird) — und am allermeisten, dünkt uns, giebt diese Kreisbewegung sich in der Geschichte der Kunst zu Tage. Ohne ältere Beispiele aufzusuchen, die jedem Kenner der Geschichte auf der Hand liegen, wollen wir hier nur gedenken, daß in einem Zweige der Kunst, in der Malerei, unsere Zeit selbst Zeugin eines höchst

merkwürdigen Wendepunkts im Gange derselben geworden ist, wie sich dies im Zurückstreben der neuern deutschen Maler zur strengen sogenannten Einfalt und Wahrheit der alten vorraphaelischen Kunst deutlich darstellt. In einem andern Zweige, wir meinen: in der dramatischen Kunst, scheint sich ein solcher Wendepunkt gleichfalls vorzubereiten.

Denn wenn wir erstlich unsern Blick der eigentlichen Schauspielkunst zuwenden, so zeigt sich jedem, der nur einigermaßen neben dem Heute auch mit dem Gestern vertraut ist, sogleich ein bedeutender Unterschied, und zwar keineswegs zum Vortheil des Heute. Anstatt des ernsten Strebens nach Wahrheit, Natur- und Charakterzeichnung, die wir nun einmal für die drei Stützsäulen der deutschen dramatischen Kunst halten, finden wir im allgemeinen nur ein Streben nach leerer Deklamation, ein Haschen nach seichten Knalleffekten, auf der einen Seite Gemeinheit der Bewegungen und des Anstandes, auf der andern steifen, kalten Attitüdenprunk, mit einem Worte, sichtliches Hinneigen zur frechsten Unnatur, Unwahrheit und Manier, und jeder, der es mit dem Theater redlich meint, muß nur wünschen, daß jenes Streben bald seinen Zweck und sein Maximum erreiche, damit dann, nach dem oben berührten Kreis-

lauf der Dinge, nach den Stellen treffenden Einfalt, Wahrheit und Natur wieder ihren Platz einnehmen mögen.

Ein ganz ähnlicher Wunsch ergreift uns, wenn wir jetzt zweitens zur dramatischen Dichtkunst übergehen. Es würde hier zu weit führen, wenn wir aller bedenklichen Anzeichen und Erscheinungen unserer Zeit gedenken wollten: allein der rhetorische Firniß der Diktion anstatt der wahren Sprache der Leidenschaft; die fleischlosen Schatten, die uns für kräftig gezeichnete Charaktere gegeben werden; die lyrische Tendenz, die überall das dramatische Leben zu Boden drückt, dies alles deutet allein schon, auf den flüchtigsten Blick, den Verfall an; gar nicht zu gedenken, welch böses Zeichen das Umsichgreifen und Ueberhandnehmen der Kritik darstellt, das überall, wo es erscheint, die Abnahme des poetischen Vermögens einer Zeit verkündigt. Ubi docti prodierunt, boni desunt, hat schon Seneka gesagt.

Und richten wir nun endlich drittens unsere Aufmerksamkeit auf die Beschaffenheit des eigentlichen Schauplatzes, der Bühne selbst, so ergreift uns Erstaunen und Unwillen zugleich; denn das Außerwesentliche ist zum Wesentlichen, das Bauwerk zur Hauptsache, der Knecht zum Herrn geworden. Dekoratio-

nen und Garderobe, eigentlich nur bestimmt, die Wirkung eines guten Schauspiels bescheiden zu unterstützen, haben sich, vom ausschweifenden Luxus gehegt und gepflegt, aufs ungebührlichste hervorgedrängt; das verwöhnte Publikum sieht sie schon als ein Haupterforderniß einer guten theatralischen Darstellung an, und die Macht und Würde des Worts sinkt täglich tiefer, und muß, wenn jener Luxus noch höher steigt, auch Ballet und Oper auf Kosten des rezitirenden Schauspiels immer weiter um sich greifen, und diesem den Athem verdämmen, am Ende unfehlbar ganz zu Grunde gehn. Nur in der baldigsten Rückkehr zur strengsten Einfachheit, nur in der möglichsten Annäherung zur Natur liegt Rettung sowohl in diesem Falle, als für die dramatische Kunst überhaupt.

Und darum sey uns hoch gegrüßet, du, o X! Morgenroth eines neuen, schönern Tages, der herenbricht, Punctum saliens eines herrlichern Lebens, das sich gestaltet für die dramatische Kunst: En, ecce! Accurrite, adspicite, et nobiscum gaudete ac jubilate! Kommt herbei, ihr alle, die ihr die Kunst liebt! hier sind eure stillen Wünsche bereits verwirklicht! Hier steht der Tempel der Thalia und Melpomene, wo reine Opfer brennen! Von hier aus wird,

wohin wir so sagen dürfen, die neuen Kirchen wahrer Tempelgründe sich über Deutschland verbreiten und einen geläuterten, heiligeren Cultus der Göttinnen entzünden! Seht, wie der Tempel dasteht in rührender Einfalt; bescheidene, wenn auch ungehobelte Bretter seine Wände, der Himmel sein romantisches Ofenzacken sein Dach! In diesen heiligen Hallen kennt man den Luxus nicht, und ist die Kunst gefallen, führt Schultheiß *) sie zur Pflicht!

Ja, Schultheiß heißt der Würdige, der an der Spitze dieses Künstlervereins steht, und dieses wahre Nationaltheater der Deutschen leitet. Er wird das schwere Werk vollbringen, zu dem er ausersehen worden, und besonders durch strenge Diät die Kunst, (im Nothfall auch die Künstler) aus ihrem jetzigen Zustande der Abkehrung und Ueberreizung zur frischen Kraft und Gesundheit zurückführen.

Wieder zu unserm neuen Tempel zurückzukehren, so bemerken wir davon vor allen Dingen, daß eigentlich wenig zu bemerken ist, eben wegen der großen Einfachheit seiner Construktion. Das Viereck, als das Bild des Einfachen und Beständigen, ist die

*) Name des Schauspieldirectors.

Grundform des Baues, und der dorische Styl, eben wieder als der einfachste, spricht sich im Ganzen aus. Vom einfachen Portico sind die Wände aufgerichtet; einige Sparren, unter einem Winkel von etwa 30° gegeneinander geneigt und mit Ziegelplatten leicht bedeckt, bilden das einfache Dach, und bezeichnen an der Vorderseite das Giebelfeld die Umrisse eines Frontals, der zwar für jetzt noch unausgefüllt ist, künftig aber durch Basrelief vergiert werden soll.

Die innere Einrichtung des Hauses entspricht ganz dem Aeußern; und es ist gleich von vorn herein die Möglichkeit abgeschnitten, jemals durch Dekorationenprunk, große Aufzüge und dergleichen der Schau- und Einnahmsucht des Publikums Vorschub zu leisten. Einer besondern sinnreichen Vorrichtung müssen wir aber noch mit einigen Worten gedenken. Da nämlich der größere Theil der Zuschauer hier aus den Badegästen, also Kranken besteht, die kurrentesten Uebel unserer Zeit aber Rheumatismen, Gliederreißen, Gicht u. s. w. sind, so findet man hier zwischen den Brettern, welche die Seitenwände bilden, bedeutende Zwischenräume gelassen, und es ist dadurch ein fortwährender Zugwind erzielt worden. Da nun dieser bekanntlich die eben erwähnten oder ähnlichen Uebel erzeugt, so hat man also hier menschenfreundlich und

sinnreich zugleich, den Versuch eingeleitet, diese Uebel brevi manu nach der neusten homöopatischen Methode zu heilen, und das hiesige Theater verdient auch in diesem Sinne den Namen eines Gesundheitstheaters. Auch soll sich der Versuch schon bei mehrern Leidenden sehr wirksam gezeigt haben.

Aus dieser flüchtigen Skizze bereits ist die Angemessenheit des Gebäudes zu Erreichung des beabsichtigten Zwecks zu erkennen. Allein es müßte uns alles trügen, wenn den Zimmerleuten bei der Erbauung desselben nicht die Idee einer Annäherung an das antike Theater der Griechen und Römer vor dem schaffenden Geiste geschwebt hätte. Die Aehnlichkeit liegt auf der Hand. Hier, wie dort bei den Griechen wird bey hellem Tageslicht, nicht bey dem Qualm die Luft verpestender Lampen gespielt; hier wie dort, sub Jove, unter dem Dach des freien Himmels! (Wollte uns jemand vielleicht hier einwenden, daß ja dieser letztere durch das oben erwähnte Dach aus Kiefernzweigen verdeckt werde, so erwiedern wir erstlich, daß diese Zweige mehr das Dach symbolisch andeuten zu sollen scheinen, als wirklich darstellen, indem sie nur sehr sparsam vertheilt sind, und so den Augen des Himmels überall hinlänglicher Raum gelassen ist, auf das Treiben seiner Kinder liebevoll

herabzuschauen; und erinnern dann zweitens, daß in der spätern Zeit der Römer oft über das ganze Theater hinweg ein ungeheurer Teppich gezogen wurde, zum Schutze gegen Sonnenbrand und Regen, an welchen Teppich unsere Kiefernzweige nur erinnern würden.) Der Cothurn, der in den gewaltigen Räumen der antiken Theater dazu diente, die Gestalt des Schauspielers zu vergrößern, ist hier bey dem beschränkten Raume vor der Hand nicht nöthig. Eben dies gilt von der stimmeverstärkenden Maske. Auch sind die meisten der hiesigen Künstler von der Natur mit einer besondern Kraft der Lunge begabt; denn ihre Stimmen werden oft während der Vorstellung von den Spaziergängern auf den umliegenden Bergen vernommen. Den Chor aber wird der hocherleuchtete Director dieses Gesundheitstheaters gewiß recht bald nach dem Vorgange Schillers auch hier einzuführen suchen; ja wir wollen bekennen, daß wir, von dem Gedanken an die Wiederherstellung des antiken Schauspiels erwärmt und begeistert, oft in den durch die oben erwähnten Spalten der Seitenwände durchguckenden Nasen und Augen draußenstehender Zuschauer, (Exoteriker) schon den eben in der Geburt stehenden Chor zu erblicken geglaubt haben, wobei wir nicht verfehlen, daß zuweilen die seltsa-

men Formen der durchgucken den Theile uns ungewiß machten, ob es eine Kopf- oder eine entgegengesetzte Geburt geben werde. — Die zum Chor erforderlichen tibicenes werden sich aus den Musikern der nahen Stadt leicht bilden lassen. Wenn diesen besonders auf einige Zeit der kostenfreie Gebrauch der hiesigen Bäder verwilligt wird, um ihnen die Unreinigkeiten aus dem Leibe zu treiben, die, wie sie bei andern Menschen in Pusteln, Flechten und Geschwüren auf der Haut, bei diesen Leuten in Ränken ausschlagen, so werden Sie treffliche Subjekte liefern.

Jetzt nach dieser kurzen Beschreibung des neuen Tempels der Thalia und Melpomene, bliebe uns noch einiges über die Priester desselben zu sagen übrig: allein von Raum und Zeit bedrängt und beengt, müssen wir, obwohl ungern für den Augenblick darauf verzichten, und können nur im Allgemeinen die Versicherung von uns stellen, daß die Priester ganz dem Tempel entsprechen und seiner werth und würdig sind. Eine ausführliche Auseinandersetzung ihres Spiels wird man in dem Eingangs erwähnten Werke finden, welches ich über das Theater in X. herauszugeben denke.

Und so sey mir denn zum Schluß nochmals gegrüßt, und Heil sey dir zugerufen, o E, Morgenroth eines neuen schönen Tages, der für die Schauspielkunst, ja wohl für das ganze gesellschaftliche Leben selbst heranbricht! Denn in welcher heiligen Wechselwirkung Leben und Kunst zu einander stehen, brauche ich keinem Eingeweihten auseinander zu setzen. Wie weit aber, und zu welchen herrlichen Resultaten eine Verbesserung oder Regeneration der letztern auch in dem erstern führen könne, läßt sich nicht vorausberechnen, sondern nur freudig und mit hochschlagendem Herzen ahnen und hoffen.

This book should be returned to the Library on or before the last date stamped below.

A fine of five cents a day is incurred by retaining it beyond the specified time.

Please return promptly.

Widener Library
2044 100 906 197